

1.Kapitel

In langen Schritten läuft Rosie den dunklen Gang entlang. Schwer atmend betritt sie das Stationszimmer.

»Hallo, funktioniert der verdammte Lift schon wieder nicht?«, beginnt sie sofort zu maulen.

»Nein, der hat uns heute Nachmittag den Dienst aufgekündigt ... wieder einmal! Ich habe beim Notdienst angerufen, aber die haben selber einen Engpass. Morgen früh kommt gleich einer zur Reparatur ... haben sie zumindest versprochen!«

»Dann hoffen wir mal, dass wir heute Nacht keinen Notfall haben!«

Rosie verstaut ihre Tasche in einem Schrank, nachdem sie ein Notizbuch und einen Kugelschreiber herausgeholt hat. Sie setzt sich auf einen der leeren Bürostühle und sieht ihr Gegenüber neugierig an.

Rosie Morgan ist achtunddreißig Jahre alt, einen Meter siebzig groß und vollschlank. Das lockige braune Haar hat sie streng nach hinten gebunden. Ihre Sommersprossen und die leuchtend blauen Augen lassen sie jünger wirken als sie eigentlich ist. Sie trägt weiße Schwesternschuhe, eine weiße Hose und ein bordeauxfarbenes Shirt.

»Na, dann leg mal los!« Sie nimmt ihren Kugelschreiber und öffnet das Notizbuch.

Ihre Kollegin scheint noch nicht so weit zu sein. Angespannt tippt sie Nachrichten in den Computer.

Rosie überlegt einen Moment, dann legt sie Notizbuch und Stift zur Seite.

»Gibts noch Kaffee?«

»Natürlich, in der Teeküche auf dem Tisch ... die schwarze Thermoskanne! Entschuldigung, aber ich bin gleich soweit, wir haben vorhin noch eine Medikamentenlieferung bekommen und die muss ich noch eintragen!«

»Kein Thema, lass dir ruhig Zeit! Ich bin die ganze Nacht hier!«

Lächelnd verlässt Rosie das Stationszimmer und holt sich erst einmal eine große Tasse schwarzen, starken Kaffee. Die Nacht ist lange und viel Koffein kann da nicht schaden, das weiß sie.

Als sie ins Stationszimmer zurückkommt, ist ihre Kollegin bereit.

»So, wir können loslegen! Deine erste Nacht? Wer ist noch da?«

Rosie stellt ihren Kaffee auf ein Sideboard und setzt sich wieder mit Kugelschreiber und Notizbuch bewaffnet hin.

»Nein, ist meine dritte Nacht! Jetzt hab ich dann drei Tage frei. Wunderbar, du glaubst nicht, wie ich mich darauf freue. Und zu deiner zweiten Frage, Toby ist noch hier, er hatte gestern auch schon Nachtdienst ... ich mache gerne Nachtdienst mit ihm! Er ist wahnsinnig hilfsbereit, geht absolut nett und einfühlsam mit den Bewohnern um, findest du nicht?«

»Das hört sich doch schwer nach Schwärmen an. Hey, das würde doch wunderbar passen. Er ist Single und du auch!« Die Kollegin hat ein breites Grinsen aufgesetzt.

»Du weißt doch genau, dass sowas für gewöhnlich schief geht. Nein, ich würde nie etwas mit einem Kollegen anfangen. Das kann in meinen Augen nicht gut gehen. Im Übrigen, darf man in dem Haus hier nicht sagen, dass jemand ein guter Kollege ist, ohne dass die Gerüchteküche hochkocht?«

»Entschuldigung, du hast natürlich recht, aber du bist schon so lange allein und ich würde dir einfach einen netten, treuen Partner wünschen.«

»Ja ... schon gut, jetzt fang an, damit du nach Hause kommst!«

Die junge Kollegin nimmt sich ihr Notizbuch und beginnt mit der Übergabe.

»Oliver war heute sehr depressiv, er hat wieder eine schlimme Phase. Die anderen waren heute Nachmittag alle spazieren, nur Oliver hat sich in seinem Zimmer verkrochen und konnte sich zu gar nichts bewegen lassen.«

Rosie schüttelt den Kopf.

»Er tut mir leid, was hat unser Oliver für Aussichten? Gott, er ist achtundzwanzig und lange nicht so schwer behindert, wie manche der anderen hier. Kein Wunder, dass er sich fehl am Platz fühlt. Nicht stark

genug, um alleine zu leben, aber auch nicht behindert genug, um in einem Behindertenheim sein Dasein zu fristen. Es müsste so ein Zwischenstück geben, ein Heim, das genau solche Fälle auffängt, findest du nicht?«

»Du hast recht, aber wir werden die Politik wohl nicht ändern. Die Alten und die Behinderten haben einfach eine zu schwache Lobby bei den Politikern. Machen wir weiter! Adam und Olivia haben sich in die Haare bekommen und Dylan hatte nach dem Abendessen heftiges Nasenbluten, wieder einmal. Jetzt ist aber alles gut, ich war vorhin noch einmal bei ihm. Grace wollte kein Abendessen, aber sie stirbt bestimmt nicht an Magersucht, wenn sie ein Abendessen ausfallen lässt!«

Rosie muss beim Gedanken an Grace lächeln.

»Bestimmt nicht, ihr BMI ist längst schon über dreißig!«

»Ja, und dann das Wichtigste! Ben ist wieder hier!«

Rosie horcht auf.

»Ben ist zurück?«

»Ja, sie haben ihn heute Mittag gebracht!«

»Und ... konnten sie etwas machen? Wenn sich sein Zustand nicht bessert, können wir ihn nicht halten! Er ist an manchen Tagen eine echte Bedrohung für seine Mitbewohner. Ben kann so aggressiv werden, wie ich selten einen Bewohner erlebt habe!«

»Sie haben seine Medikamente neu eingestellt, aber, wenn ich ehrlich bin, ich habe keine Besserung an seinem Verhalten bemerkt. Er war den ganzen Nachmittag in seinem Zimmer. Wir mussten ihm das Abendessen ins Zimmer stellen, ich habe es wirklich versucht, aber er wollte partout nicht mit mir reden. Er hat sich nicht umgezogen und liegt immer noch mit den Straßenschuhen im Bett. Am besten, du lässt ihn einfach in Ruhe. Martin soll sich morgen mit seinem Arzt in Verbindung setzen und ihm den Krankenhausbericht faxen.«

»Gut, ich kümmere mich darum, sonst noch etwas?«

»Nein, ich denke, das wars!«

Die junge Frau steht auf und schnappt sich ihre Tasche. Dann drückt sie ihrer Kollegin noch das Schichttelefon in die Hand und

wünscht ihr eine ruhige Nacht. Leise verklingen ihre Schritte im dunklen Flur.

Rosie holt sich ihre Tasse mit dem jetzt nur noch mäßig warmen Kaffee und setzt sich wieder hin. Es ist still. Sie sieht sich um und blickt dann auf die Uhr im Stationszimmer. Wenn es nur jetzt schon sechs Uhr morgens wäre! Eigentlich mag sie ja den Nachtdienst, besonders mit Toby, aber es ist bereits die dritte Nacht und da wird es langsam anstrengend.

Sie schnappt sich den Krankenhausbericht von Ben und beginnt zu lesen.

In dem Bericht steht, dass Ben unter Schizophrenie leidet, was ja ohnehin seit Jahren bekannt ist. Er hat Verfolgungswahn. Dass er sich in einer Prodromalphase, einer Art Vorphase, befindet und sich so seine Antriebsstörung und seine Nachlässigkeit erklären. Dass seine Antipsychotika, also seine Neuroleptika, neu eingestellt wurden und dass auf alle Fälle eine Überforderung des Patienten unbedingt vermieden werden soll, weil sonst ein akuter Schub ausgelöst werden könnte.

Rosie atmet gequält durch und lässt den Bericht sinken. Das klingt nicht gut, das klingt gar nicht gut.

Sie mag Ben. Er ist in ihrem Alter. Ben hat nie eine richtige Chance bekommen. Als Kind wurde er immer überall ausgegrenzt, weil keiner seine Krankheit ernst genommen hat oder wahrnehmen wollte. Er ist so ein Feingeist, künstlerisch wirklich begabt. Doch statt das zu fördern, was er kann, wurde er einfach in eine Metzgerei gesteckt. Irgendwann wurde ihm das dann alles zu viel und er ist zum ersten Mal richtig ausgetickt. Drei Jahre hat man ihn in eine Psychiatrie gesteckt. Und seitdem ist er hier. Hätte man seine Krankheit rechtzeitig erkannt, hätte man ihm sicher helfen können und er würde heute ein ganz normales Leben führen. Vielleicht wäre er sogar verheiratet und hätte Kinder.

Während Rosie noch sinniert, hört sie Schritte.

Toby kommt mit einem breiten Grinsen ins Stationszimmer.

Er ist Heilerziehungspfleger, genau wie Rosie. Sie arbeiten jetzt acht Jahre zusammen in dieser Einrichtung. Gemeinsam haben sie so manche Hürde im Berufsleben genommen.

Auf ihn ist immer und jederzeit Verlass. Rosie teilt sich gerne die Schicht mit ihm. Er ist unkompliziert und wenn etwas Zeit ist, kann man mit ihm wunderbar über Gott und die Welt quatschen.

»Hallo Rosie, na wie läuft es. Konntest du etwas schlafen?«

»Ist ok! Und morgen Abend um die Zeit lieg ich ja wieder in meinem Bett. Und du?«

»Leider gar nicht! Ich bin wie erschlagen! Bei dem Mieter unter mir wird das Bad renoviert. Und die Arbeiter sind pünktlich um sieben Uhr morgens da. Da kann keiner Rücksicht auf meinen Nachtdienst nehmen. Na ja, ich habe ja auch nur noch diese Nacht. Morgen kann ich auch wieder am Abend schlafen. Gibts was Neues?«

»Ben ist zurück! Ich habe gerade den Arztbrief gelesen. Sieht nicht besonders gut aus, aber lies selber!« Rosie reicht ihm das Papier, nachdem Toby sich auf einen der freien Stühle gesetzt hat.

Sie studiert inzwischen die neuen Einträge im Computer. Aus den Augenwinkeln wirft sie immer wieder einen verstohlenen Blick auf Toby. Was ihre Kollegin vorhin gesagt hat, geht ihr plötzlich nicht mehr aus dem Kopf. Er ist Single und du bist Single, ihr würdet doch wunderbar zusammenpassen.

So hat sie ihn noch nie betrachtet. Immer nur mit den Augen einer Kollegin. Eigentlich sieht er ja ganz annehmlich aus, bemerkt sie plötzlich. Er hat ihr Alter, ist groß aber ziemlich dürr. Wie würde denn das ausstehen, wenn sie mit so einem dürren Hungerhaken zusammenwäre? Als ob sie ihm das Essen wegessen würde. So wie Dick und Doof. Jetzt muss sie über ihre eigenen Gedanken schmunzeln.

Toby sieht etwas irritiert hoch.

»Habe ich etwas verpasst, warum lachst du?«

»Nichts, glaub mir, es ist nichts!«

Er senkt wieder seinen Blick und liest konzentriert weiter.

Rosie versucht, es ihm gleichzutun. Doch wieder schweift ihr Blick zu ihm hinüber. Wie er dasitzt. Die dürren Beine

übereinandergeschlagen. Plötzlich fällt ihr auf, dass seine schwarzen Rasterlocken auch schon ganz schön angegraut sind. Und das mit unter vierzig, denkt sie. Na wenigstens scheint er von erblich bedingtem Haarausfall verschont zu bleiben. Wie er wohl aussieht, wenn er abends die zusammengebundenen Dreadlocks aufmacht, ob er den Zopf überhaupt zum Schlafen aufmacht? Und dann die braunen Augen ... eigentlich ein ganz hübscher Kerl. Ob sein Dreitagebart beim Schmusen kratzt? Wieder muss sie lächeln, dabei schüttelt sie energisch den Kopf.

»Was ist heute los mit dir, kannst du dich nicht konzentrieren? Sag mir wenigstes, worüber du lachst, damit ich mit lachen kann!«

»Schon vorbei! Was sagst du zu dem Bericht?«

»Überforderung vermeiden ... die reden sich leicht! Er ist hier doch nicht alleine. Wir müssen allen gerecht werden. Warst du schon bei ihm?«

»Nein, ich dreh gleich meine erste Runde und dann schau ich leise bei ihm rein. Ich geb dir dann Bescheid und erzähl dir, was er macht!«

Toby legt den Bericht weg und steht auf.

»Gut, dann fangen wir mal an, ruf mich, wenn du mich brauchst!«

»Mach ich, danke! Wann machen wir Pause?«

»Ich ruf dich an, wenn ich mit dem ersten Rundgang fertig bin. Machst du Kaffee?«, fleht er fast bettelnd.

»Klar ... bis später!« Rosie lächelt verschmitzt. Wenn er jetzt wüsste, was ihr eben so alles durch den Kopf gegangen ist.

Toby verschwindet im dunklen Flur.

Rosie schaltet die Nachtbeleuchtung ein und sperrt das Stationszimmer ab. Dann schleicht sie leise von Zimmer zu Zimmer und schaut nach, ob alles in Ordnung ist.

Ruby ist wach, sie kann nicht schlafen. Rosie zieht ihr einen Bademantel über und nimmt sie mit in die Teeküche. Dort machen sie gemeinsam einen Becher heiße Milch mit Honig für Ruby. Nachdem sie die Milch getrunken hat, will sie wieder ins Bett, weil sie müde ist.

Kurze Zeit später irrt Dylan am Gang umher, weil er die Toilette nicht findet. Doch auch ihn kann Rosie mit ein paar netten Worten

schnell beruhigen. Gemeinsam suchen sie eine Toilette und dann geht ihr Rundgang weiter.

Bisher ist es eine recht ruhige Nacht, muss Rosie dankbar feststellen. Dann kommt sie zu Bens Zimmertür. Ganz vorsichtig und leise öffnet sie die Tür.

Er sitzt im Schlafanzug im hell erleuchteten Zimmer und starrt sie mit roten Augen an. Als er sie sieht, springt er auf.

»Was willst du von mir? Lass mich in Ruhe! Ich komm nicht mit auf euren Stern! Du musst alleine zurückfliegen, ich will hierbleiben!«, schreit er fast panisch.

»Ruhig, ruhig Ben! Ich bin es, kennst du mich nicht mehr? Ich bin es, Rosie! Du warst im Krankenhaus, aber jetzt bist du wieder hier! Du bist zu Hause, verstehst du! Zu Hause! Keiner will dir etwas tun und keiner will dich mitnehmen!«

»Geh weg, geh weg!«, schreit er weiter.

Sie merkt, dass sie so nichts ausrichten kann. Um ihn nicht noch weiter zu beunruhigen, tritt sie den Rückzug an und geht vorsichtig und leise aus dem Zimmer.

Nachdem sie den Rundgang beendet hat, schaut sie noch einmal in Bens Zimmer.

Er liegt in seinem Bett und schläft. Sie schleicht hinein und schaltet die Lampe aus. Jetzt brennt nur noch ein kleines Nachtlicht, um Ben die Orientierung zu erleichtern, falls er wieder aufwachen sollte. Beruhigt geht sie zurück ins Stationszimmer.

Nachdem sie ihre Einträge erledigt hat, ruft sie Toby an.

Er hat Zeit und die beiden beschließen, eine kurze Pause einzulegen.

Rosie wartet bereits mit zwei dampfenden Tassen Kaffee und einer Packung Plätzchen auf Toby, als sie seine Schritte in der Stille der Nacht vernimmt.

»Und wie läuft es?«, lautet seine erste Frage, als er sich ein Plätzchen und eine der Tassen schnappt.

»Eigentlich außergewöhnlich ruhig und bei dir?«

»Alles in Ordnung! Was macht Ben?«

»Vorhin war er ziemlich panisch, ich dachte schon, ich muss dich zu Hilfe holen, aber jetzt schläft er, Gott sei Dank!« Rosie nimmt sich ein Plätzchen und die andere Tasse. Sie setzt sich auf einen der Bürostühle.

»Ich dachte, die kriegen das mit Medikamenten in den Griff. Er war schließlich lange genug in der Psychiatrie, aber das war wohl ein Trugschluss. Wenn er so weitermacht, kommt er noch in eine Geschlossene! Wir können nicht zulassen, dass er bei einem Anfall die anderen gefährdet, das ist dir doch klar, oder?« Toby sieht sie besorgt an.

»Ja, du hast ja recht, aber ...«

Zimmer sechzehn leuchtet auf.

»Bin gleich zurück! Lass mir noch ein paar Plätzchen übrig!«

Rosie stellt ihre Tasse ab und schiebt den Rest ihres Plätzchens in den Mund. Olivia braucht anscheinend Hilfe. Meist muss sie um diese Zeit zur Toilette, das schafft sie in letzter Zeit nicht mehr alleine.

Zehn Minuten später ist Rosie wieder im Stationszimmer. Etwas enttäuscht sieht sie in die Plätzchen-Packung. Nur noch drei Stück hat er übrig gelassen. Na ja, er kanns vertragen und ich soll sowieso nicht so viel naschen, denkt sie kurz und greift nach ihrer Tasche. Sie holt einen Apfel heraus und beißt herzhaft hinein.

Toby sieht ihr dabei zu. Jetzt schleicht sich das schlechte Gewissen bei ihm ein.

»Habe ich zu viele Plätzchen gegessen?«, fragt er schuldbewusst.

»Nein, ist schon in Ordnung. Es ist sowieso besser, wenn ich den Süßkram weglasse. Du kannst das Zeug ja vertragen. Wie machst du das bloß. Ich brauch Süßigkeiten nur ansehen und schon habe ich zwei Kilo zugenommen.« Wieder beißt sie in ihren Apfel.

»Ich habe einfach gute Gene!«

»Hast du ein Glück!«, flüstert Rosie.

»Ich weiß gar nicht, was du hast! Du bist doch eine hübsche Frau. Dass ihr immer solche Komplexe wegen eurer Figur haben müsst. Die Hauptsache ist doch, dass man gesund ist, oder? Ich finde, dass du nicht zu dick bist, und außerdem zählen doch sowieso die inneren Werte!«

Das kann Rosie so nicht stehen lassen, sofort kontert sie.

»Natürlich ... weil man ja auf Anhieb bei jeder Frau die inneren Werte sehen kann. Wir bekommen doch gar nicht die Chance, unsere tollen inneren Werte zu zeigen. Wenn das Äußere nicht passt, wird man doch gar nicht erst angesprochen!«

»Weil die meisten Männer dumm und oberflächlich sind!«, versucht er sich zu verteidigen.

»Sei vorsichtig mit dem, was du sagst, du gehörst schließlich auch zur Spezies Mann!«

Er sieht sie lächelnd und etwas überrascht an.

»Ah, das ist dir aufgefallen!«

»Natürlich!« Jetzt fühlt sich Rosie ertappt. Sie wird rot. Schnell umklammert sie ihre Kaffeetasse und schaut tief hinein.

Es herrschen Momente des peinlichen Schweigens. Irgendwann nimmt sich Rosie ein Herz und spricht Toby auf seine ganz persönliche Situation an.

»Du bist Single, oder? Aus Überzeugung oder ...«

»Nein, eher aus der Not geboren. Ich bin geschieden und ... wie sagt man so schön? Gebranntes Kind scheut das Feuer!«

»Oh!«

Wieder herrscht einen Moment peinliches Schweigen.

»Ich war zu jung, nein, wir waren zu jung!«, beginnt er zu erklären. »Wir kannten uns schon von der Schule. Es ist alles ganz schnell gegangen, viel zu schnell. Wir haben uns verliebt und ein halbes Jahr später waren wir verheiratet, ohne dass uns die Folgen unseres Tuns überhaupt bewusst waren. Der Alltag hat uns schnell eingeholt und bei jedem noch so kleinen Problem hatten wir Riesenkrach. Wir waren einfach noch nicht reif für eine Ehe. Ein Jahr später waren wir geschieden. Ich habe sie nie wiedergesehen. Gott sei Dank waren wir nicht so dumm, auch noch ein Kind in die Welt zu setzen. So hat wenigstens niemand, außer uns selbst, unter dieser Dummheit gelitten. Seither hatte ich eigentlich nur kurze Beziehungen, nichts Ernstes! Und du?« Toby sieht sie erwartungsvoll an.

»Ich!«, fragt sie überrascht und denkt kurz nach. »Ich hatte drei ... nein, vier Beziehungen! Die längste hat drei Jahre gehalten. Mein

Traumprinz war einfach nicht dabei. Der Alltag hat, genau wie bei dir, jedes Mal alles kaputtgemacht.«

»Wie meinst du das?« Er sieht sie neugierig an.

Toby kennt sie jetzt schon so viele Jahre, aber über Privates, haben sie eigentlich noch nie gesprochen.

»Kennst du das nicht? Du lernst jemanden kennen. Ihr unterhaltet euch, geht gemeinsam ins Kino, esst und lacht zusammen. Irgendwann landet ihr dann im Bett und es scheint alles so perfekt. Und dann kommt unweigerlich irgendwann der größte Fehler, den man in einer Beziehung machen kann.«

Gespannt sieht er sie an.

»Größter Fehler? Was ist deiner Meinung nach der größte Fehler in einer Beziehung?«

»Ihr zieht zusammen! Verstehst du? Der Alltag, der Alltag ist der Tod einer jeden Liebe. Plötzlich bekommst du Vorwürfe, weil du zu viel Geld ausgibst, das Falsche gekocht hast, oder nicht mehr sexy genug aussieht. Du beginnst dich zu streiten wegen jeder Kleinigkeit. Und irgendwann stehst du da und faltest seine frisch gewaschenen Unterhosen und fragst dich, was das Ganze soll. Und das ist dann der Anfang vom Ende!«

Wieder herrscht Stille.

Toby muss über die Ansichten seiner Kollegin nachdenken.

»Ich glaube, du hast sie einfach noch nicht gefunden, die große Liebe! Denn wenn es die große, die eine, die wahre Liebe ist, dann wäschst du gerne seine Unterhosen, glaube mir!« Er zwinkert ihr aufmunternd zu und trinkt einen Schluck Kaffee. »Deine Liebe war nie groß genug, so hat immer dein Egoismus gesiegt! Irgendwann, glaub mir, irgendwann kommt dein Traumprinz und dann ist alles anders!«

»Wie kannst du nur so an die große Liebe glauben, du bist doch auch schon enttäuscht worden.«

»Man lernt nicht schwimmen, wenn man sich nach den ersten Wasserspritzern im Gesicht nicht mehr ins Wasser traut. Vielleicht muss man in der Liebe erst einmal enttäuscht und verletzt werden, damit man besser achtet, was man an einem guten Partner hat. Es

immer und immer wieder versuchen ... verstehst du ... so lange, bis man schwimmen kann!«

»Aber es tut weh!«, wirft Rosie ein.

»Ja, das Leben ist oft schmerzhaft und nicht immer ist nur Party! Trotzdem stehen wir doch auf der Sonnenseite des Lebens, schau dich um!«

»Du hast recht! Aus dir wäre bestimmt ein hervorragender Psychologe geworden!«

»Das wäre nicht gut!«

»Warum?«

»Dann könnte ich heute nicht mit dir hier sitzen!«

»Noch ein Plätzchen?« Rosie grinst.

Eine Glocke auf Tobys Station schlägt an.

»Ich muss runter!« Er steht auf und stellt die fast leere Tasse ab.

»Melde dich, wenn du Hilfe brauchst!«

»Natürlich! Ich komm dann so gegen halb fünf noch einmal hoch!«

»Ja mach das. Wenn wir uns unterhalten, bin ich gar nicht mehr so müde!«

»Bis später!« Toby verschwindet auf dem dämmrigen Flur.

Jetzt ist es wieder still.

Rosie beschäftigt sich mit einer Pflegeplanung und dem Sortieren von Papieren. Zwischendurch hilft sie ihren Schützlingen bei Toilettengängen und schaut immer wieder still und leise in die Zimmer, ob auch alle schlafen. Ben schläft auch beim zweiten Rundgang tief und fest.

2. Kapitel

Gegen vier Uhr fünfzehn ist es Rosie, als ob sie eine Tür wahrgenommen hätte. Sie geht aus dem Stationszimmer und lauscht angespannt in die Stille.

Da scheint sie sich wohl getäuscht zu haben. Langsam geht sie ins Stationszimmer zurück und schaut auf die Uhr. Bald hat sie es geschafft. Sie trinkt einen großen Schluck Cola. Das Koffein hilft ihr dabei, wach zu bleiben.

Sie legt die Hände um den Hals und beginnt, ihn nach allen Seiten zu kugeln und zu strecken. Anschließend streckt sie die Arme weit in Richtung Decke. Sie muss laut gähnen. Hoffentlich ist die Nacht bald zu Ende.

Es ist gut, wenn alle schlafen. Aber ohne Abwechslung erscheint so eine Nacht noch viel länger, da ist es ihr lieber, wenn sie viel zu tun hat.

Wieder setzt sie sich an den Schreibtisch und sortiert Papiere.

Da, schon wieder! Wieder das Geräusch, als ob jemand eine Tür öffnet oder leise schließt.

Sie steht auf, weil sie der Sache auf den Grund gehen will. Vielleicht kann ja einer der Bewohner nicht schlafen und irrt in den anderen Zimmern umher. Nicht dass mir noch einer all die anderen aufweckt, denkt sie.

Rosie schleicht durch die fast dunklen Gänge. Angespannt sieht sie sich in alle Richtungen um. Eigentlich hat sie keine Angst. Sie macht gerne Nachtdienst. Aber jetzt schlägt ihr das Herz bis in den Hals. Sie spürt eine Unruhe, als ob irgendetwas nicht in Ordnung wäre.

Und dann bleibt sie wie angewurzelt stehen. Sie spürt plötzlich warmen, unangenehmen Atem nahe an ihrem Hals.

Zum Schreien bleibt ihr keine Zeit.

Sie spürt einen stechenden Schmerz im Rücken und etwas Kaltes. Schmerz und Kälte immer und immer wieder. Bis sie zusammenbricht.

Am Boden liegend erkennt sie das Gesicht von Ben über sich. Er hält ein blutiges Messer in den Händen.

»Ich mach euch tot, ich mach euch tot, ihr nehmt mich nicht mit, ihr nicht!«, flüstert er.

Dann ist alles schwarz um Rosie.

Um fünf Uhr kommt Toby etwas gehetzt die Treppe hochgelaufen. Er stürzt ins Stationszimmer. Jetzt war er doch tatsächlich eingeschlafen. Sie wollten sich doch um halb fünf noch einmal treffen. Warum hat sich Rosie nicht gemeldet? Es ist ihm peinlich. So etwas ist ihm noch nie passiert. Nur wegen der Bauarbeiten im Haus. Nur wegen dieser dummen Bauarbeiten und weil er so gar nicht geschlafen hat, ist ihm das passiert.

»Rosie! Rosie!«, ruft er leise, um niemanden zu wecken.

Sie scheint nicht da zu sein.

Toby beschließt, nach ihr zu suchen. Er läuft einen Gang nach dem anderen ab und schaut leise in jedes Zimmer. Alle schlafen, wunderbar. Wie er sie beneidet. Sogar Ben schläft tief und fest.

Als er in den letzten Gang einbiegt, sieht er von Weitem, dass dort jemand auf dem Boden liegt. Sein erster Gedanke ist, dass ein Bewohner gestürzt ist. Doch als er näher kommt, merkt er schnell, dass es sich um Rosie handelt. Sie liegt vor ihm auf dem kalten Boden. Er dreht das Licht im Flur an, um besser zu sehen.

»Rosie! Rosie was ist mit dir?«

Toby kniet sich neben Rosie auf den Boden.

Sie ist blass, liegt in einer Blutlache und bewegt sich nicht. Er fühlt ihren Puls am Hals. Ihre Atmung ist flach, aber sie atmet. Schwacher Puls ist auch vorhanden, aber sie hat viel Blut verloren, das kann er sofort sehen. Verdammt, was ist hier bloß passiert?

»Ich hole Hilfe, halt durch!«, flüstert er, während er ihr noch einmal kurz über den Kopf streichelt.

Dann steht er auf und läuft so schnell er kann ins Stationszimmer. Von dort aus ruft er den Notarzt. Er kann nicht schildern, was mit seiner Kollegin passiert ist, er weiß nur, dass sie viel Blut verloren hat. Woher das Blut kommt, kann er nicht sagen.

Dann läuft er zurück zu Rosie. Er legt ihr ein Kissen unter den Kopf und deckt sie zu. Die Beine legt er hoch, damit genug Blut zum Herzen fließen kann.

Toby weiß, wie man einen Druckverband anlegt, aber da sind so viele Wunden am Rücken! Das hat er gesehen, als er sie vorsichtig in die stabile Seitenlage bringen wollte. Verzweifelt kniet er vor ihr und weiß nicht, wo er beginnen soll.

Da schellt das Stationstelefon in Rosis Hosentasche.

Der Notarzt ist da!

Der Fahrstuhl funktioniert nicht, fällt Toby siedend heiß ein. Das hatte er in der Eile vergessen.

Er läuft rasch nach unten, öffnet die Eingangstür und hilft beim Transport der Trage.

Nachdem der Notarzt Rosie untersucht hat, schüttelt er verwundert den Kopf und gibt Toby die Anweisung, die Polizei zu verständigen.

Er gibt Rosie drei verschiedene Injektionen und legt einen Zugang für eine NaCl-Lösung, eine Natriumchloridlösung oder auch Kochsalzlösung genannt. Sie soll kurzzeitig das Blut ersetzen, das Rosie verloren hat.

Vorsichtig wird sie auf die Trage gelegt und festgeschnallt. Gemeinsam meistern sie den schwierigen Abtransport über den Treppenaufgang.

Als Rosie in den Rettungswagen verladen wird, kommt die Polizei.

Toby steht total neben sich. Er stottert und stammelt lauter wirres Zeug. Mit glasigen Augen sieht er dem Rettungswagen hinterher, wie er in der Dunkelheit mit Blaulicht verschwindet.

Die Polizei nimmt ihn anschließend mit nach oben auf die Station, wo das Unglück geschehen ist. Sie gehen mit ihm ins Stationszimmer. Die beiden verständnisvollen Beamten setzen sich zu ihm und warten. Sie geben ihm erst einmal ein paar Minuten Zeit, sich zu beruhigen. Einer der Beamten bringt ihm ein Glas Wasser.

Toby ist kalkweiß im Gesicht, seine Hände zittern, als er das Glas in die Hände nimmt. Schwer atmend trinkt er einen Schluck und wischt

sich immer wieder verzweifelt über das Gesicht. Seine Augen sind rot und wässrig.

»Gehts wieder?«, fragt einer der Beamten besorgt.

Toby nickt.

»Also! Wie heißen Sie? Was ist passiert, oder besser, was wissen Sie? Können Sie uns etwas zum Tathergang schildern?«

Toby trinkt noch einen Schluck und beginnt dann leise flüsternd zu erzählen, was er weiß.

»Mein Name ist Toby Fraser, ich arbeite hier. Rosie hat mit mir Nachtdienst gehabt. Eine liebe Kollegin, ich verstehe nicht, wie ...«

»Erzählen Sie bitte einfach nur, was Sie wissen!«

»Ich arbeitete unten und sie war hier auf der Station. Es war alles in Ordnung. Wir haben gegen Mitternacht noch zusammen Kaffee getrunken und uns unterhalten. Dann bin ich wieder runter und als ich um fünf Uhr rauf gekommen bin, hat sie sich nicht gemeldet. Ich habe sie gesucht, war in fast allen Zimmern, alle haben geschlafen und dann ... habe ich sie in einer Blutlache am Boden gefunden. Da hinten in dem Flur!«

Er zeigt mit der Hand in die Richtung, in der er sie gefunden hat.

»Ich habe den Notarzt verständigt. Sie hat lauter Wunden am Rücken. Es war überall Blut, schrecklich!«

Es laufen ihm Tränen über die Wange und seine Stimme stockt.

»Ich weiß nicht, was passiert ist, wirklich nicht!«

»Könnte sie vielleicht einen Einbrecher überrascht haben?«

»Ich weiß es doch nicht!«, ruft er verzweifelt und verbirgt sein Gesicht in beiden Händen.

»Ich sehe mir mal den Tatort an!«, meint der ältere der Männer. Dann fordert er seinen Kollegen auf.

»Ruf bei Scotland Yard an, wir brauchen Verstärkung!«

Jetzt wendet er sich wieder an Toby.

»Können Sie mir bitte die Stelle zeigen und erklären, wie sie gelegen hat?«

»Natürlich!«, flüstert Toby. Er steht auf und geht mit leicht wankendem Gang voraus.

Wieder und wieder wischt er sich mit den Händen über das Gesicht. Er kann einfach nicht verstehen, was passiert ist. Rosie ist doch sonst so vorsichtig. Niemals würde sie versuchen, einen Einbrecher zu stellen. Warum hat sie nur nicht Bescheid gegeben? Er wäre doch in einer Minute hier gewesen. Warum hat sie nicht gesagt, dass sie verletzt ist? Sie hatte doch das Stationstelefon in der Tasche. Warum nur? Warum das alles? Je mehr er grübelt, desto unwirklicher erscheint ihm die ganze Situation. Plötzlich fällt ihm sein Chef ein. Er muss dringend die Pflegedienstleitung und die Heimleitung informieren.

»Da hab ich sie gefunden, so ist sie dort gelegen!«

Mit zitternden Händen zeigt Toby auf die blutige Stelle am Boden. Schnell wendet er sich wieder ab, er kann nicht hinsehen, es tut einfach nur weh. Am liebsten würde er ein Laken holen und über den Blutfleck legen. Doch er darf nichts verändern, hat man ihm gesagt. Nur die Spritzenkanülen vom Notarzt darf er aufheben und entsorgen, schließlich geht es um die Sicherheit der Bewohner.

Jetzt sperrt ein Beamter den Tatort mit einem rot-weißen Absperrband ab.

»Bitte sorgen Sie dafür, dass der Bereich von niemandem betreten wird.«

»Das ist nicht so einfach, wir sind hier in einer Behinderten-Einrichtung. Man kann es verbieten, aber was die Bewohner tun, steht auf einem ganz anderen Blatt!« Toby sieht auf die Absperrbänder und überlegt. »Am besten, wir verbarrikadieren den ganzen Flur! Helfen Sie mir bitte!« Bereitwillig folgt ihm der Beamte.

Die beiden schieben eine Couch, Stühle und ein Sideboard an die beiden Enden des Flures.

»Wenn die Kollegen vom Frühdienst eintreffen, sollen sie die Bewohner in dem Flur gleich frühstücksfertig machen und dann hier raus bringen, ist das in Ordnung?«

»Natürlich, wir hoffen, dass der Flur so schnell wie möglich wieder freigegeben werden kann. Aber erst müssen sich die Leute von Scotland Yard die Unglücksstelle ansehen, das verstehen Sie doch?«

»Ja! Brauchen Sie mich noch? Ich muss dringend die Heimleitung über den Vorfall informieren!«

»Nein, ist schon in Ordnung! Machen Sie das!«

Toby ist froh, dass er den Unglücksort wieder verlassen darf. Immerzu muss er an das letzte Gespräch mit Rosie denken. Über so persönliche Dinge haben sie sich noch nie unterhalten. Und dann das!

Nachdem er mit der Heimleitung und der Pflegedienstleitung telefoniert hat, beginnt er zu überlegen, wen er als Angehörigen verständigen könnte, aber ihm fällt niemand ein. Traurig stellt er fest, dass er Rosie wohl doch nicht so gut kennt. Aus dem privaten Bereich weiß er praktisch nichts von ihr.

Langsam trudelt der Frühdienst ein. Die erste Frage an Toby ist von jedem gleich.

»Guten Morgen! Hast du etwas angestellt, weil unten ein Polizeiwagen steht?«

Wenn Toby dann zum x-ten Mal erzählt, was er weiß, verstummt bei jedem das Lachen. Alle mögen Rosie, sie ist eine sehr beliebte Kollegin. Von ihr kommt nie ein böses Wort, sie ist ausgeglichen und stets freundlich. Hilfsbereit und immer gut gelaunt. Alle sind erschüttert und das Schlimmste an der Situation ist, dass noch niemand weiß, wie es ihr geht.

Mittlerweile sind auch vier Leute von Scotland Yard eingetroffen. Die Spurensicherung ist auch da. Sie haben sofort mit der Arbeit begonnen.

Was passiert ist, klärt sich allerdings schneller, als gedacht. Alle Spekulationen von einem Einbrecher lösen sich schnell in Luft auf. Ben ist vom Trubel vor der Tür aufgewacht und mit blutverschmierten Händen aus dem Zimmer gekommen. Er ist sich keiner Schuld bewusst und er scheint sich wieder beruhigt zu haben.

In seinem Bett liegt das blutige Tatmesser.

Unter den Augen der Beamten hilft eine der Schwestern Ben beim Anziehen.

Die Polizei nimmt ihn mit. Nach der Vernehmung wird er in die geschlossene Abteilung der Psychiatrie gebracht. Was mit ihm weiter

geschieht, entscheidet sich erst, wenn der Tathergang lückenlos geklärt ist.

Die Heimleitung hat nach dem Eintreffen sofort das Krankenhaus kontaktiert. Es gibt aber leider keine Informationen, Rosie wird noch operiert.

Nachdem Heimleitung und Pflegedienstleitung kurz mit Toby gesprochen haben, schicken sie ihn nach Hause. Er ist den Rest der Woche freigestellt. Jeder kann sehen, wie fertig er ist und keiner macht ihm auch nur den geringsten Vorwurf.

Niemand kann für das, was passiert ist, verantwortlich gemacht werden. Niemand hat Schuld, das wird von allen Seiten immer wieder betont.

Trotzdem macht sich Toby die schlimmsten Vorwürfe. Er kann jetzt nicht nach Hause fahren, nicht, solange er nicht weiß, wie es Rosie geht. Also macht er sich, nach dem er umgezogen ist, auf den Weg ins Krankenhaus.

An der Pforte kann man ihm keine Auskunft geben, Rosie ist noch nicht angemeldet. Die Formalitäten werden später erledigt, jetzt gibt es Wichtigeres.

Toby überlegt kurz und geht dann in das nächstgelegene Stationszimmer neben der Intensivstation.

»Entschuldigung, darf ich kurz stören?«

Eine Schwester kommt aus einem Nebenraum und lächelt ihn freundlich an.

»Ja bitte, zu wem möchten Sie denn?«

»Zu Rosie ... Rosie Morgan!« Als er ihren Namen ausspricht, kommt wieder das ganze Elend in ihm hoch. Seine Unterlippe beginnt zu zittern und ihm schießt das Wasser in die Augen. Verzweifelt wischt er sich über das Gesicht.

Die Schwester merkt sofort, dass es dem Mann nicht gut geht.

»Kommen Sie doch herein, wir haben gerade Pause. Trinken Sie doch eine Tasse Kaffee mit uns!« Sie reibt Toby freundschaftlich über den Rücken und nimmt ihn mit ins Nebenzimmer.

Sofort rücken die drei Schwestern zusammen und machen Platz für den Gast. Die nette Schwester bringt eine frische Tasse und schenkt Kaffee ein.

Toby setzt sich zwischen die Schwestern auf den freien Platz und klammert sich an seine Tasse. Die Augen sind glasig, er ist blass und fahrig.

»Erzählen Sie uns, was los ist?«, fordert ihn die Schwester auf.

»Ich wollte zu Rosie Morgan, aber das sagte ich bereits!«

»Ihre Frau?«

»Nein, meine Kollegin! Wir hatten zusammen Nachtdienst. Wir arbeiten beide in einer Behinderteneinrichtung. Sie hat keine Angehörigen, soviel ich weiß.«

»Und was ist passiert?«

Alle Schwestern sind hellhörig geworden und sehen ihn gespannt an.

»Einer unserer Bewohner ist gestern aus der Psychiatrie zurückgekommen. Er ist schizophren. Wir dachten, dass sein Zustand mit neu eingestellten Medikamenten stabiler ist, aber da haben wir uns wohl getäuscht. Meine Kollegin arbeitet in der Station über mir. Wir haben uns vor Mitternacht noch gut unterhalten und dann hat jeder seine Arbeit gemacht.« Toby stockt, es fällt ihm schwer, weiter zu reden. »Als ich gegen fünf Uhr morgens auf ihre Station gekommen bin, habe ich sie gefunden. Er muss wohl ausgetickt sein, er hat sie niedergestochen. Ich habe sie ohnmächtig in einer Blutlache gefunden. Sie ist eine so wunderbare Kollegin, hoffentlich ist es nicht so schlimm, wie es ausgesehen hat.« Beim Erzählen ist er immer leiser geworden, zuletzt hat er nur noch kraftlos geflüstert.

Die Krankenschwestern am Tisch sehen ihn alle mitfühlend an. Da sie in einem ähnlichen Beruf arbeiten, können sie sich in seine Situation hineinversetzen. Eine der Schwestern reibt ihm voller Anteilnahme über den Handrücken.

»Kommen Sie, wir fragen, wie es Ihrer Kollegin geht!« Sie steht auf und nickt Toby aufmunternd zu.

Er atmet tief durch und steht dann ebenfalls auf. Er hat Angst, Angst von einer schlechten Nachricht. Zögerlich folgt er der Schwester bis zur Intensivstation.

Sie läutet an der Tür und spricht kurz mit einer Intensivschwester. Dann winkt sie Toby lächelnd zu sich und erklärt ihm, dass die Operation gut verlaufen ist und dass sich Rosie im Aufwachraum befindet.

Erleichtert atmet Toby durch.

Die Schwester nimmt ihn mit in die Intensivstation, die Tür schließt sich hinter den beiden.

3. Kapitel

Rosie liegt blass und schlafend in einem Bett. Es ist ganz ruhig und still, nur vom Nebenzimmer hört Toby eine Beatmungsmaschine und ein Gerät, das in Intervallen piepst. Die Intensivschwester erklärt ihm, dass es wenig Sinn macht zu warten, denn Rosie wird mit Sicherheit noch gut zwei Stunden schlafen. Dann bringt sie Toby noch zum behandelnden Arzt, der ihm erklären soll, welche Diagnose gestellt und welche Behandlung erfolgt ist.

Etwas zögerlich beginnt der junge Arzt zu berichten. Toby hat ihm glaubhaft zugesichert, dass Rosie sonst niemanden hat und dass von der Heimleitung wie auch vom ganzen Personal seiner Einrichtung auf eine genaue Berichterstattung von ihm sehnlichst gewartet wird.

Der junge Arzt hat pechschwarzes Haar und eine braune Hautfarbe. Er entschuldigt sich für sein schlechtes Englisch und erklärt, dass er aus Indien stammt und erst seit Kurzem hier ist. Er bleibt zwei Jahre und will dann sein neues Wissen in seiner Heimat anwenden.

Rosie hat Glück gehabt, erklärt er Toby. Das verwendete Messer hat eine sehr kurze Klinge, sodass die Wunden nicht so tief sind, dass innere Organe in Mitleidenschaft gezogen wurden. Drei der Stiche erfolgten im rechten und zwei im linken Schulterblattumfeld. Zwei weitere Stiche sind etwas tiefer eingedrungen. Auch wurde glücklicherweise die Wirbelsäule nicht in Mitleidenschaft gezogen. Es sind überwiegend Fleischwunden. Rosie hat einiges an Blut verloren und an einem der Schulterblätter musste eine Knochenabsplitterung entfernt werden. Die Wunden wurden versorgt und eine durchtrennte Sehne wieder zusammengenäht. In ein paar Tagen dürfte Rosie wieder auf dem Damm sein.

Toby atmet erleichtert durch. Das hätte böse enden können, wenn die Klinge nur etwas länger gewesen wäre. Nicht auszudenken.

Er bedankt sich freundlich und fährt anschließend in die Behinderteneinrichtung. Dort wird er von Fragen geradezu überschüttet. Er erklärt unter Tränen der Freude und der Erleichterung, wie der Stand der Dinge ist.

Die Polizei ist verschwunden, die Unglücksstelle gereinigt und alles geht wieder seinen gewohnten Gang. Jetzt ist es hell und freundlich. Durch die Fenster scheint die herbstliche Sonne mit ihrem warmen Licht. Nichts ist mehr vom Schrecken in der Nacht zu sehen. Alles wirkt so, als ob es ein schlechter Traum gewesen wäre.

Es ist mittlerweile später Vormittag. Die Anspannung legt sich allmählich und eine bleischwere Müdigkeit setzt bei Toby ein.

Er beschließt, nach Hause zu fahren und erst einmal zwei Stunden zu schlafen. Dann will er aber unbedingt zu Rosie. Bis dahin dürfte sie aufgewacht sein. Es sind noch einige Fragen für ihn offen. Warum nur hat sie ihn nicht zu Hilfe gerufen?

Nachdem er sich eine volle Stunde lang qualvoll im Bett von einer Seite zur anderen gewälzt hat, schläft er endlich ein.

Zwei Stunden später wacht er wieder auf. Er ist total gerädert. Er kommt einfach nicht zur Ruhe, zu viel spukt in seinem Kopf umher.

Nachdem er geduscht hat, ist er etwas klarer. Nach einem starken Espresso ist die Müdigkeit vollkommen verschwunden und er beschließt nach einem Blick auf die Uhr, wieder ins Krankenhaus zu fahren.

Es ist später Nachmittag. Rosie ist vor einer halben Stunde aufgewacht. Nach einer Untersuchung wurde sie auf Station vier gebracht. Etwas benommen und immer noch müde liegt sie in ihrem Bett und versucht sich zu erinnern.

Sie hatte Nachtdienst ... ja und dann war da irgendetwas ... sie ist dem Geräusch nachgegangen ... und dann hat sie etwas Kaltes im Rücken gespürt. Mehr ist da nicht. Und jetzt ist sie im Krankenhaus aufgewacht. Sie hat ein Schmerzmittel bekommen, die Wunden an ihrem Rücken spürt sie gar nicht.

Während sie noch so überlegt, klopft es an der Tür.

Die vier Damen in ihren Betten schauen alle neugierig in die gleiche Richtung. Wer von ihnen wird wohl Besuch erhalten?

Toby steckt vorsichtig den Kopf zur Tür herein. Er weiß noch nicht, ob er richtig ist.

Nachdem er sich kurz einen Überblick verschafft hat, grüßt er freundlich und steuert lächelnd auf Rosie zu.

»Na, wie geht es dir! Du machst vielleicht Sachen!«

Er legt einen großen bunten Blumenstrauß aufs Bett und sieht Rosie kopfschüttelnd an.

»Weißt du eigentlich, was du mir für einen Schrecken eingejagt hast?«

»Kannst du mir sagen, was passiert ist?« Sie sieht ihn ratlos und etwas blass an.

»Weißt du das denn nicht mehr?«

»Nicht so ganz!«

»Ich hole schnell eine Vase und dann such ich mir einen Stuhl! Dann reden wir!«

Er dreht sich um und läuft aus dem Zimmer, kurze Zeit später ist er mit einer Vase zurück, geht ins Bad, um Wasser in das Gefäß zu füllen, und stellt sie dann samt Blumen auf das Nachtkästchen.

»Danke!«, flüstert Rosie etwas gerührt. Sie hat schon lange keine Blumen mehr von einem Mann bekommen.

»Gerne geschehen!«

»Kannst du mir einen Gefallen tun?«

»Natürlich was soll ich machen?« Toby sieht sie neugierig an.

»In meiner Tasche ist der Schlüssel, könntest du mir ein paar Klamotten bringen? Ich wüsste nicht, wen ich sonst fragen könnte.«

»Na klar, mach ich!

Dankbar lächelt sie ihn an.

»Du bist mein rettender Engel!«

Toby wird ernst.

»Nein Rosie, da täuscht du dich, ich bin beileibe kein rettender Engel!«

Er holt sich einen Stuhl und setzt sich ganz nahe zu Rosie ans Bett.

Dann sieht er sich kurz um. Im Bett neben Rosie liegt ein junges Mädchen. Sie hört wohl Musik, weil sie Kopfhörer trägt und rhythmisch mit dem Kopf nickt. Gegenüber liegt eine ältere Frau, sie schläft, und daneben liegt eine Frau in Rosies Alter, sie liest in einer Zeitschrift und lugt ab und an über den Rand ihrer Brille.

»Also! Was weißt du noch?«, fragt Toby, nachdem er sich gesetzt hat.

Rosie versucht sich wieder zu konzentrieren.

»Ich habe ein Geräusch gehört und bin in die Richtung gelaufen. Gesehen habe ich niemanden, aber plötzlich habe ich etwas Kaltes und einen stechenden Schmerz im Rücken gefühlt. Dann bin ich im Krankenhaus aufgewacht. Sag du mir bitte, was eigentlich passiert ist!«

»Wir haben ein kurzes Küchenmesser bei Ben im Bett gefunden. Blutverschmiert. Er ist wohl wieder ausgetickt und hat dich für eine Außerirdische oder eine andere Bedrohung gehalten, die ihn mitnehmen wollen. Du kennst ihn ja. Du hattest wirklich Glück, dass er ein Messer mit kleiner Klinge aus der Schublade der Teeküche erwischt hat. Stell dir vor, er hätte sich das Brotmesser mit der langen Klinge ausgesucht! Nicht auszudenken!«

»Du denkst also, dass Ben ...«

»Ja, die Polizei ist sich sicher, dass er dich von hinten niedergestochen hat! Als das Messer bei Ben gefunden wurde, war klar, dass es keinen Einbrecher, wie erst vermutet, gab!«

Erschüttert sieht ihn Rosie an.

»Ben hat mich niedergestochen, bist du dir da ganz sicher!«

»Ja, übrigens, da werden bald ein paar Männer von Scotland Yard auftauchen. Sie müssen dir noch ein paar Fragen stellen!«

»Und Ben ... was haben sie mit Ben gemacht?«

»Sie haben ihn in die Geschlossene der Psychiatrie gebracht. Rosie, jetzt bitte kein Mitleid! Er hätte dich fast umgebracht!«

»Aber er ist doch krank!«

»Ja, krank und gemeingefährlich!«

Toby ist entsetzt. Wie kann Ben ihr jetzt noch leidtun. Seine Angst um Rosie schlägt in Unverständnis und Wut um. Mit leichtem Entsetzen und Verbitterung fragt er sie, warum sie ihn nicht zu Hilfe gerufen hat.

»Aber ich hatte doch gar keine Möglichkeit!«, versucht sie sich zu verteidigen.

»Ein Drücker auf den Piepser, ich bitte dich! So etwas ist doch immer möglich! Ich hätte dir viel schneller helfen können. Weißt du, wie ich mich fühle? Ich mach mir jetzt Vorwürfe! Du warst so nahe und ich habe nichts davon gewusst, du hättest verbluten können.«

Rosie sieht ihn verdutzt an.

»Versteh ich dich jetzt richtig! Du machst mir Vorwürfe, weil ich dich nicht gerufen habe? Was denkst du! Wie viel Zeit hat man wohl, wenn man einen Stich, oder sogar mehrere Stiche im Rücken fühlt und dann zusammensackt! Glaubst du ernsthaft, ich habe da an meinen Piepser gedacht? Weißt du was? Geh bitte! Ich brauche niemanden, der mir jetzt Vorwürfe macht! Geh! Ich meine es ernst, außerdem bin ich müde und möchte jetzt schlafen!«

Sie dreht sich demonstrativ Richtung Fenster.

Toby sieht ein, dass er zu weit gegangen ist. Er hat das alles irgendwie falsch formuliert. Er will ihr doch keine Vorwürfe machen, nur klarmachen, wie viel Angst er um sie hatte.

»Entschuldige! Ich glaube, du hast da etwas falsch verstanden, gib mir bitte die Chance, alles richtigzustellen!«

Er bekommt keine Antwort.

Mit gesenktem Kopf steht er auf und trägt den Stuhl zurück an seinen Platz.

»Darf ich morgen wiederkommen?«, flüstert er noch, bevor er geht.

Rosie ist immer noch wütend auf ihn, sie hat ihn nicht mehr angesehen, er hat auch keine Antwort bekommen. Was bildet er sich eigentlich ein? Warum glaubt er, dass er ihr Vorwürfe machen kann. Wen hat es denn erwischt, ihn oder sie? Sie will kein Mitleid, aber Vorwürfe sind auch nicht angebracht, so viel ist sicher. Sie sitzt wütend in ihrem Bett und starrt aus dem Fenster.

Dann merkt sie, dass sie beobachtet wird.

Die Frau gegenüber im anderen Bett hat sich hinter ihrer Zeitschrift versteckt und den beiden aufmerksam zugehört. Na ja, wenn man nicht gerade schläft oder Musik hört, bleibt einem ja auch gar nichts anderes übrig, als zuzuhören. Schließlich haben sich Toby und Rosie ziemlich lautstark unterhalten, Flüstern geht anders.

»Entschuldigung, wenn ich mich einmische! Denken Sie nicht, dass Sie eben etwas hart waren?«

Rosie wendet sich der Frau auf der anderen Seite zu. Sie hat ja längst eingesehen, dass sie ungerecht war. Eigentlich kann sie sich selbst nicht verstehen, sie ist doch sonst nicht so.

»Ja ... war ich, das ist mir mittlerweile auch klar geworden!«

»Schön!« Die Frau lächelt über ihren Brillenrand.

»Ist er Ihr Freund? Er macht sich ziemliche Sorgen um Sie!«

»Toby ... nein, er ist ein Arbeitskollege. Ein guter Arbeitskollege, sonst nichts!«

»Ah ja, hat sich irgendwie anders angehört! Möchten Sie eine Zeitschrift? Ich meine, damit Sie auf andere Gedanken kommen!«

Rosie lächelt versöhnlich.

»Das wäre wirklich nett, danke!«

Die Frau kramt in ihrer Schublade und holt ein paar Zeitschriften heraus. Umständlich krabbelt sie aus dem Bett und geht schlurfend zu Rosies Bett. Vorsichtig legt sie die Zeitschriften auf ihre Bettdecke.

»Bitteschön, die können Sie alle haben. Ich habe sie bereits gelesen!«

»Danke! Was fehlt Ihnen, wenn ich fragen darf?«

»Man hat mir die Galle samt einer Handvoll Gallensteine entfernt. Möchten Sie sie sehen?«

Rosie sieht die Frau entsetzt an.

»Was meinen Sie damit. Die Gallenblase oder haben Sie die Steine?« Rosie mache ein angeekeltes Gesicht und schüttelt sich. »Das ist doch ekelhaft!«

»Ansichtssache! Das sind nämlich eine ganze Menge Steine, fast eine Handvoll. Die zeig ich zu Hause allen, damit sie viel Mitleid mit mir haben!« Sie zwinkert Rosie grinsend zu.

»Ah ja, dann viel Spaß damit und noch einmal danke für die Zeitschriften!« Damit war das Gespräch für Rosie beendet.

Irgendwie hat sie zu gar nichts Lust. Das Gespräch oder vielmehr der Streit mit Toby hängt ihr immer noch nach. Wieder starrt sie aus dem Fenster.

Vor dem Fenster erstreckt sich der Krankenhauspark. Einige Patienten gehen mit Angehörigen auf den geschwungenen Wegen spazieren, andere unterhalten sich auf den Bänken sitzend. Ein gepflegter Park mit vielen Grünflächen, Bäumen und Sträuchern. Die Sonne scheint in einem dottergelben, warmen Licht. Die ersten Blätter färben sich bunt.

Der Herbst kommt, denkt Rosie etwas resigniert. Irgendwie fühlt sie sich wie ein alter Baum, der den Zenit des Lebens bereits überschritten hat.

Es klopft.

Neugierig sehen alle zur Tür.

Eine junge Ärztin in weißem Kittel kommt herein.

»Miss Morgan?« Suchend sieht sie von einem Bett zum anderen.

»Das bin ich!«, meldet sich Rosie etwas erstaunt.

Die Ärztin scheint nicht älter als fünfundzwanzig Jahre alt zu sein. Eine bildhübsche Frau. Groß, schlank und ihr wunderbares langes, braunes, lockiges Haar fällt in weichen Wellen über die Schultern. Sie lächelt Rosie an und holt sich einen Stuhl.

»Ich darf mich doch setzen?«

»Natürlich!« Rosie sieht sie an. Es geht ihr gut, was kann die Ärztin nur wollen, fragt sie sich.

Die Frau gibt ihr freundlich die Hand und stellt sich vor, bevor sie sich setzt.

»Mein Name ist Sally Field, ich bin Psychologin und würde mich gerne etwas mit Ihnen unterhalten. Wie geht es Ihnen?«

»Gut, und ich glaube nicht, das ich Ihre Dienste benötige!«

»Natürlich! Lassen Sie uns trotzdem reden, bitte!«

»Wenn Sie meinen, aber ich wüsste nicht, was das bringen soll. Mir fehlt nichts, glauben Sie mir!« Rosie klingt etwas genervt, was Dr. Field aufmerksam zur Kenntnis nimmt.

Leise redet sie weiter. Sie hat das Gefühl, dass Rosie ihre Hilfe dringend brauchen kann.

»Sie stehen jetzt unter posttraumatischem Stress. Eine ganz normale Reaktion auf ein so abnormales Erlebnis, glauben Sie mir!«, versucht sie einfühlsam und leise zu erklären.

»Es geht mir gut, ich habe keinen posttraumatischen Stress!« Rosie will nicht erkennen, dass ihr Zustand nicht normal ist.

»Ja, natürlich, Sie haben bestimmt recht!«, versucht Dr. Field versöhnlich weiterzureden. »Ich meine ja nur, Sie dürfen nicht versuchen, das traumatische Erlebnis beiseitezuschieben und zu tun, als wäre nichts gewesen. Glauben Sie mir, das klappt nicht, Sie müssen das Erlebte verarbeiten.«

Rosie atmet tief durch.

»Aber ich sagte Ihnen doch schon, dass es mir gut geht, ich habe kein Problem mit dem, was ich erlebt habe. Ich arbeite schon seit zwanzig Jahren mit behinderten Menschen, ich bin kein Neuling auf dem Gebiet. Ich habe schon viele brenzlige Situationen erlebt. Im Übrigen, was soll ich Ihnen erzählen. Sie können sowieso nicht verstehen, was ich erlebt habe. Sie ... haben das ja nicht erlebt. Mir tut nur Ben leid.«

»Wer ist Ben? Der Täter?«

»Täter, Täter, wie das klingt.« Rosies Stimme wird laut. Lauter als sie es eigentlich beabsichtigt hat. »Er ist krank, verstehen Sie! Ben hat das nicht mit Absicht getan. Wenn ich nur nicht auf die Ärzte und ihre Diagnose vertraut hätte, dann hätte ich das alles verhindern können. Ganz bestimmt, dann wäre Ben jetzt nicht im geschlossenen Bereich der Psychiatrie!«

»Sie haben Schuldgefühle, das ist eine ganz normale Reaktion und ganz typisch für das, was Sie erlebt haben!« Leise versucht Dr. Field, die aufgebrachte Rosie zu beschwichtigen.

»Jetzt hören Sie mal gut zu! Es geht mir gut. Ich habe wohl ein paar Schrammen am Rücken abbekommen, aber im Kopf bin ich klar. Ich brauche ihre Hilfe nicht!«

Dr. Field steht auf, sie merkt, dass sie so nicht weiterkommt. »Sie werden noch große Probleme bekommen, wenn Sie glauben, dass Sie das Erlebte einfach verdrängen können! Sie können nicht vor sich selber weglaufen, aber das werden Sie noch merken! Sollten Sie es sich anders überlegen, ich bin immer für Sie da!« Sie zieht eine Karte aus der Brusttasche ihres weißen Mantels und legt sie auf das Nachtkästchen. Dr. Field bringt den Stuhl an seinen Platz zurück.

Ruhig und freundlich verabschiedet sie sich bei Rosie, bevor sie geht. An der Tür dreht sie sich noch einmal um.

»Auf der Karte steht meine Nummer. Sie können mich jederzeit anrufen!«

Sie bekommt keine Antwort, Rosie starrt wieder aus dem Fenster.

Jetzt wird sie müde. Wie ein bockiges Kind schaut sie weiter aus dem Fenster und schläft irgendwann ein.

Am späten Nachmittag wird sie von der Polizei geweckt.

Zwei Männer von Scotland Yard nehmen mit ihr ein Protokoll auf. Viel kann Rosie zur Aufklärung nicht beitragen. Außer dem Geräusch und dem stechenden Schmerz weiß sie nichts. Aber auch ohne ihre Mithilfe hat sich der Tathergang bereits wie ein Puzzle zusammengefügt, der Ablauf der Nacht stellt sich relativ klar dar. Die Männer verabschieden sich nach fünfzehn Minuten und wünschen noch eine rasche Genesung.

Missmutig sieht Rosie auf die Zeitschriften, die immer noch am Fußende des Bettes auf ihrer Bettdecke liegen. Sie nimmt eine davon und beginnt darin zu blättern.

Kuschelmode für den Herbst, Ratschläge zur Balkonbepflanzung und Gräberbepflanzung. Rezepte mit Kürbis, von Kuchen bis zu Eintöpfen. Gesundheitsratgeber, die neuesten Trends in Sachen Wohnungseinrichtungen und natürlich Rätselseiten.

Das alles ist Rosie viel zu oberflächlich. Wenn man einen Bericht über alte Menschen oder Behinderte findet, dann nur Skandalberichterstattung. Ansonsten wird wohl die Schattenseite des Lebens weitgehend ausgeblendet. Niemand will sich mit dem Gedanken auseinandersetzen, dass er vielleicht selber einmal alt, gebrechlich oder krank werden könnte. Das alles wird weit, weit weggeschoben. Viel lieber lesen die Menschen über andere Themen. Über Mode, neueste Make-up-Trends und Beauty-Geheimnisse. Das Glamour-Leben der Stars und der High Society. Das hat doch alles nichts mit dem wahren Leben zu tun, lauter schöner Schein. Genervt blättert sie wieder um.

Sie stutzt. Eine Reiseempfehlung.

Zwei Seiten voller wunderschöner Landschaft im Hochglanzformat.
Saftige grüne Wiesen mit Schafen und wunderbar blaues Meer.

Neugierig beginnt sie zu lesen. Es ist ein Bericht, der Lust auf die Insel North Ronaldsay machen soll. Die nordöstlichste Insel der Orkney Inseln, weit oben in Schottland.

Rosies Augen beginnen zu glänzen. Sie kann sich noch gut an ihre Großeltern erinnern. Die beiden waren Crofter, Kleinbauern. Sie hatten eine kleine Landwirtschaft mit zwei Kühen, fünf Schafen und zwölf Hühnern. Sie kann sich sogar noch an die Zeit erinnern, als die Großeltern noch jedes Jahr ein Schwein großzogen.

In den Ferien war sie immer bei ihnen. Es gab nichts Schöneres für sie. Raus aus dem tristen Grau von Glasgow und echte Abenteuer erleben. Es war eine wunderbare Zeit.

Rosie muss schmunzeln bei dem Gedanken an ihre Großeltern. Sie hatten nicht viel! Die Tiere, einen Acker mit Kartoffeln und einen Garten mit den frischesten und besten Karotten der Welt.

Aber sie kann sich nicht an einen einzigen Streit zwischen den beiden erinnern. Sie waren einfach zufrieden mit dem, was sie hatten. Mit ihrer Arbeit, den Tieren und ihrem einfachen Leben. Ihre Großeltern haben immer zusammengehalten.

Vielleicht ist das ja das Rezept zum Glücklichsein.

Rosie schließt die Zeitschrift und legt sie beiseite. Wieder schaut sie lange aus dem Fenster, die Dämmerung hat bereits eingesetzt.

Und dann beginnt sie zu sinnieren.

Was hat sie in ihrem Leben erreicht? Sie opfert sich auf für Menschen, die ihre Arbeit größtenteils gar nicht würdigen. Achtunddreißig und kein Mann in Sicht. Kinder ... Fehlanzeige. Sie geht jeden Tag zur Arbeit und zahlt brav ihre Steuern, aber wofür das alles?

Plötzlich kommt ihr alles so sinnlos vor.

Es klopft. Eine Schwester bringt das Abendessen. Sie fragt Rosie, ob sie noch eine Schmerztablette braucht.

Nein, sie hat keine Schmerzen, nur ein leichtes Ziehen, wenn sie sich bewegt.

Die Nacht wird sehr unruhig für Rosie. Sie hat unterschätzt, was das Erlebte in ihrem Kopf angerichtet hat. Jedes Mal wenn sie nach langem Hin- und Herwälzen eingeschlafen ist, wird sie nach kurzer Zeit wieder von einem Albtraum geweckt. Die Dunkelheit macht ihr Angst.

Gegen drei Uhr in der Nacht klingelt sie nach der Nachtschwester und bittet um eine Schlaftablette.

Dann fällt sie endlich in einen erlösenden tiefen Schlaf.

4. Kapitel

Am nächsten Morgen zeigt sich der behandelnde Arzt sehr zufrieden mit Rosies Befinden. Er bittet sie allerdings noch einmal eindringlich, über ein Gespräch mit der Psychologin nachzudenken.

Rosie bleibt stur und lehnt dankend ab.

»Wie lange muss ich noch hier bleiben?«, will sie vom Arzt wissen.

»Haben Sie es wirklich so eilig, hier rauszukommen? Nehmen Sie sich die Zeit, erholen Sie sich!«

»Es ist alles in Ordnung, es geht mir gut!«, wiederholt sie gebetsmühlenartig. Sie zumindest glaubt ganz fest daran.

»Wir müssen noch über die Reha reden!«

»Ich gehe aber in keine Reha. Ich möchte, so schnell es geht, wieder arbeiten, verstehen Sie! Meine Arbeit ist die beste Reha!« Rosie klingt trotzig.

Der Arzt schüttelt den Kopf über so viel Uneinsichtigkeit.

»Ich halte das für nicht besonders klug!«

»Das ist mir egal! Ich unterschreibe alles, lassen Sie mich einfach gehen!«

»Wenn Sie meinen, aber zwei Tage müssen Sie schon noch bleiben. Wenigstes, bis die Fäden gezogen sind.«

»Ist ja schon gut!« Rosie ist zufrieden mit dem, was sie erreicht hat. Sie will wieder arbeiten, keine Reha! Damit sie wieder aus dem Grübeln herauskommt. Nein, das Einzige, was ihr jetzt hilft, ist arbeiten, da ist sie sich sicher.

Als die Ärzte verschwunden sind, ist es still im Zimmer.

»Warum willst du dir nicht helfen lassen! Ich kenne dich nicht, aber ganz ehrlich, ich glaube du überschätzt dich. Pass bloß auf, dass du nicht auf die Schnauze fällst!«

Rosie sieht die Frau wütend an. Was bildet sich diese Person ein? Nein, sie kennt Rosie nicht und deshalb hat sie auch kein Recht, ihr gute Ratschläge zu geben.

»Ich denke, ich weiß genau, was ich zu tun habe! Danke trotzdem, dass du dir Sorgen machst«, versucht sie, möglichst freundlich zu erwidern.

Wieder klopft es an der Tür.

»Das ist ja wie im Irrenhaus hier, hat man den überhaupt keine Ruhe. Wie soll man denn so gesund werden«, murmelt Rosie in ihren nicht vorhandenen Bart. Sie ist ungerecht, denn jede der drei anderen Damen hat schließlich auch Anspruch auf Besuch.

Es ist ... Toby. Er hat eine Tasche mit Sachen für Rosie dabei.

»Hallo!«, flüstert er etwas verlegen. »Ich bring dir deine Sachen, hoffentlich habe ich das Richtige eingepackt. Ich habe keine große Erfahrung in solchen Dingen.«

Rosie lächelt ihn gequält an.

»Komm rein! Eine Hose und ein Shirt, Socken, Unterwäsche und ein paar Turnschuhe, mehr brauche ich doch gar nicht. Einfach nur Klamotten, damit ich dieses Irrenhaus möglichst schnell verlassen kann!«

Toby sieht sie verwirrt an.

»Du wirst schon entlassen?«

»Nein, leider! Der Doc hat gesagt, dass ich noch zwei lange Tage hierbleiben muss!«

»Wie geht es dir?«, versucht Toby möglichst versöhnlich zu fragen. Er will auf keinen Fall an das letzte Gespräch anknüpfen.

»Alles in Ordnung. Die Wunden am Rücken zwicken ab und an etwas, aber sonst geht es mir gut. Hast du schon etwas von Ben gehört?«

»Nein! ... Ich soll dir liebe Grüße von allen Kollegen bestellen. Eigentlich wollten sie dich ja alle besuchen, aber das fällt jetzt wohl ins Wasser, wenn du so schnell entlassen wirst!«

»Ganz ehrlich, auf das Gewinsel der anderen bin ich sowieso nicht erpicht!«

»Sei nicht ungerecht, sie mögen dich doch alle und jeder wünscht dir nur das Beste, glaub mir!«

»Ist ja schon gut!«

Rosie krabbelt aus dem Bett und sieht die Tasche durch. Alles da, sie ist zufrieden.

Toby beobachtet sie die ganze Zeit argwöhnisch. Er kennt sie schon so lange, aber jetzt ist ihm, als ob das eine ganz andere Rosie ist. Sie sieht zwar aus wie seine Kollegin, aber irgendwie ist sie es nicht. Hat sie das Geschehene wirklich so verändert?

»Hat der Arzt schon etwas gesagt, wie lange wirst du noch krankgeschrieben sein? Du musst dich auf jeden Fall erst einmal richtig erholen. Du darfst nichts überstürzen, versprich mir das!« Wieder sieht er sie besorgt an.

»Am liebsten würde ich morgen wieder arbeiten. Ich sitze hier in diesem scheiß Bett und den ganzen Tag drehen sich die Gedanken in meinem Kopf. Das ist gar nicht gut, glaub mir. Ich will wieder etwas tun. Arbeit ist die beste Medizin!«

»Hast du schon mit einem Psychologen geredet, ich glaube, das ist in so einem Fall üblich.«

»Ja, so eine Psychotante war hier. Sie hat behauptet, dass ich ein Trauma habe ... hab ich aber nicht!«

»Bist du dir da sicher?«, fragt Toby vorsichtig.

»Absolut sicher!«

»Du musst es ja wissen!« Um sie nicht wieder wütend zu machen, beschließt er, nicht weiter in sie zu dringen.

Er erzählt ihr lauter Belanglosigkeiten. Nachdem er versprochen hat, alle lieb zu grüßen und ihnen zu sagen, dass ja keiner auf die Idee kommen soll, sie in der Klinik zu besuchen, verabschiedet sich Toby.

Draußen geht er schnurstracks ins Schwesternzimmer. Er bittet eine der Schwestern, ihm das Zimmer der zuständigen Psychologin zu verraten. Dann macht er sich auf, um mit Dr. Field zu sprechen. Er will eine Erklärung für das unnatürliche Verhalten seiner Kollegin.

Die Ärztin erklärt ihm, dass Rosie alle Anzeichen von posttraumatischem Stress zeigt. Aber dass sie es partout nicht wahrhaben will. Sie ist ihrer Ansicht nach unruhig, reizbar und ärgerlich. Rosie hat definitiv eine negative Sicht auf die Welt und zeigt Schuld und Schamgefühl. Sich selbst die Schuld zu geben, weil man es nicht verhindern konnte, gehört genau so zu den Symptomen wie

Gefühlstaubheit oder Niedergeschlagenheit. Sie bittet Toby, beim nächsten Besuch noch einmal auf seine Kollegin einzuwirken, einer Therapie zuzustimmen. Weglaufen oder herunterspielen der Geschehnisse kann gefährlich werden.

Als Toby das Zimmer von Dr. Sally Field verlässt, ist er verzweifelt. Wie um alles in der Welt soll er Rosie umstimmen und sie dazu bringen, doch noch eine Therapie zu machen? Das gibt Ärger, das ist ihm bereits jetzt klar.

Bei einem Telefonat am nächsten Tag versucht er, das Thema ganz vorsichtig anzusprechen. Er hat keine Chance, sie blockt sofort ab. Es bleibt ihm nichts anders übrig, als sie zu beobachten und für sie da zu sein. Er hofft, dass sie es vielleicht tatsächlich alleine schafft. Auf jeden Fall warnt er alle Kollegen vor. Jeder verspricht, besonders viel Verständnis für Rosie aufzubringen und ihr nicht böse zu sein, wenn sie nicht so reagiert, wie man es von ihr gewohnt ist.

Zwei Tage später steht Toby wieder vor dem Krankenhaus, um seine Kollegin abzuholen. Als er das Krankenzimmer betritt, ist Rosie beim Packen.

»Na, alles fertig! Dann lass uns mal schnell verschwinden. Hast du deine Entlassungspapiere?«

Rosie schließt die Tasche und sieht noch einmal in die Schublade des Nachtkästchens.

»Ja, hab ich! Der Arzt war vorhin da!« Noch einmal sieht sie sich prüfend um.

»Ja, ich glaube ich habe alles!« Sie drückt Toby die Tasche in die Hand. »Nimmst du sie bitte, ich muss mich noch bei den Damen verabschieden!«

»Natürlich!« Lächelnd nimmt er ihr die Tasche ab. Rosie scheint gut gelaunt zu sein.

Rosie geht von einem Bett zum nächsten und wünscht alles Gute und viel Gesundheit für die Zukunft. Dann nickt sie Toby zu und geht von ihm gefolgt zur Tür.

»Also, machts gut!« Noch einmal nickt sie allen freundlich zu.

Als sie das Krankenhaus verlässt, atmet sie tief durch.

»Die frische Luft tut richtig gut! Wahrscheinlich muss man erst ein paar Tage ans Bett gefesselt sein, um zu begreifen, was man hat!«

»Du hast recht, wir achten das, was wir haben, viel zu wenig. Weißt du was?«

»Was denn?« Sie sieht ihn neugierig an.

»Als das passiert ist, wurde mir erst klar, welche hervorragende Kollegin du doch bist. Ich möchte dich nicht missen, es hat richtig wehgetan, als wir alle nicht wussten, wie es dir geht. Verstehst du!« Er bleibt stehen und sieht sie ernst an. Dann stellt er die Tasche auf den Boden und nimmt Rosie einfach ohne Vorwarnung in die Arme.

Es tut gut, seine Nähe zu spüren, denkt Rosie. Sie wehrt sich nicht. Dann flüstert er ihr ins Ohr.

»Bitte versprich mir, dass du gut auf dich aufpasst, du bist ein wunderbarer Mensch, ich möchte dich nicht missen!«

Jetzt ist Rosie rot geworden. So emotional kennt sie ihn gar nicht. Als Toby sie wieder loslässt, sieht sie den nassen Film über seinen Augen.

»Ist doch alles noch einmal gut gegangen!«, flüstert sie ergriffen.
»Wo parkt dein Wagen?«

»Gleich da hinten!« Toby deutet in Richtung Parkplatz.

Schon von Weitem sieht Rosie seinen alten silbergrauen BMW. Toby parkt nämlich immer dort, wo es ihm gefällt. Park- oder Verkehrsvorschriften interessieren ihn nicht. Jetzt steht der Wagen auf einer Grünfläche, die Parkplätze nahe am Eingang waren bereits alle belegt und Toby sieht nicht ein, dass er ein Stück laufen könnte. So etwas hält er für Zeitverschwendung.

»Du wieder!«, kommt es lächelnd und kopfschüttelnd von Rosie.

Toby trägt ihr noch die Tasche in den zweiten Stock hoch. Er wusste zwar, wo sie wohnt, aber er war noch nie in ihrer Wohnung, bis er ihr die Wäsche bringen musste. Jetzt hofft er, dass er noch auf eine Tasse Tee eingeladen wird. Aber da hat er sich getäuscht.

Nachdem Rosie die Wohnungstür aufgeschlossen hat, drückt sie ihn noch einmal und bedankt sich fürs Bringen. Bevor er etwas sagen kann, ist sie in ihrer Wohnung verschwunden und die Tür geht zu.

Etwas resigniert schaut er auf die Tür, dann dreht er sich um und verschwindet.

Rosie lässt im Flur die Tasche fallen und atmet erst einmal tief durch. Ihr ist sehr wohl bewusst, welch ein Glück sie hatte. Die Geschichte hätte auch ganz anders ausgehen können. Sie wirft den Wohnungsschlüssel in eine kleine Schale auf dem Schuhschrank und geht in die Küche.

Die Möbel sind alle aus hellem Ahorn und vom Discounter. An den weißen Wänden hängen Kunstdrucke von Marc Chagall und Salvador Dali. Die Küche besteht aus einem Küchenblock mit einer Art Bar, der sie vom Rest des Zimmers trennt. Eine cremefarbene Stoffcouch mit vielen Kissen lädt zum Verweilen ein. Auf einem kleinen gläsernen Couchtisch steht eine Kerze. Die Wohnung ist nüchtern aber geschmackvoll.

Im Schlafzimmer stehen ein zweitüriger weißer Schrank und ein Metallbett in Weiß. Am Fenster hängen verspielte geblümete Gardinen. Hinter dem Bett hängt ein Triptychon an der Wand, das eine Brücke zeigt, die über einen Fluss führt.

Rosie holt sich ein Glas Wasser und setzt sich auf die Couch.

Nachdem sie einen Schluck getrunken hat, stellt sie das Glas auf dem Tischchen ab und stützt ihren Kopf in beide Hände.

Sie spielt immer die Starke, aber jetzt, jetzt kann sie keiner mehr sehen. Leise beginnt sie zu weinen. Wieder und wieder tauchen die Bilder vom dämmrigen Flur vor ihr auf. Wieder und wieder kann sie den Schmerz und das kalte Messer fühlen. Sie weiß, dass sie lange brauchen wird, um das alles zu verarbeiten.

Sie liebt ihre Arbeit, es kommt so viel zurück von den Bewohnern. Diese Arbeit ist ihr Leben. Was hat sie denn sonst noch?

Rosie beschließt, am nächsten Morgen wieder wie gewohnt und so wie immer zur Arbeit zu gehen. Je schneller sie in ihren Alltag zurückfindet, desto besser.

Am nächsten Morgen läutet um fünf Uhr ihr Wecker. Rosie steht auf, so wie immer. Sie geht ins Bad und wäscht sich, so wie immer. Dann macht sie sich eine Tasse Kaffee und sucht sich ein paar trockene Kekse. Sie zieht sich an und fährt mit dem Bus zur Arbeit.

Je näher sie ihrer Arbeitsstätte kommt, umso fahriger wird sie. Nervös klopft sie mit den Fingern auf ihre Tasche.

Auf dem Parkplatz vor der Einrichtung trifft sie Toby.

»Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder?« Kopfschüttelnd sieht er sie an.

»Dir auch einen schönen guten Morgen!« Rosie versucht, seine Kritik zu überspielen.

»Du bist gestern aus dem Krankenhaus entlassen worden! Bitte sag nicht, dass du heute schon wieder arbeiten willst!«

»Erstens ist das meine Sache und zweitens, was soll ich zu Hause? Da fällt mir doch bloß die Decke auf den Kopf!«

Toby könnte so viel darauf antworten, aber er tut es nicht. Schweigend gehen die beiden über den Parkplatz zum Eingang.

Je näher die beiden zur Tür kommen, desto unruhiger und blasser wird Rosie. Ihre Atmung wird so schwer, als ob sie einen Marathon gelaufen wäre. Toby bleibt stehen und sieht sie beunruhigt an.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, geht schon!« Rosie versucht zu lächeln.

»Bin ich zu schnell, sollen wir langsamer gehen?«

»Nein ... nein!« Rosie wird laut, sie klingt gehetzt. Verzweifelt wischt sie sich über das Gesicht.

»War wohl doch keine so gute Idee! Lass es, Rosie, du bist noch nicht soweit. Komm, ich bring dich heim!«

»Nein, nein ich muss das schaffen!« Blass und schwer atmend steht sie vor der Eingangstür.

Toby schließt auf und hält ihr die Tür auf.

Mit großen, wässrigen Augen sieht sie ihn an. Dann versagen ihre Beine. Sie wollen partout nicht über die Schwelle dieses Hauses.

Rosie ist wie gelähmt, wie ein nasser Sack sinkt sie zur Erde.

»Oh mein Gott, Rosie! Was ist mit dir?« Toby zieht sie mit großer Kraftanstrengung hoch und stützt sie.

»Komm, das hat doch keinen Sinn, du kannst nichts erzwingen. Ich bring dich heim!«

Wortlos lässt sich Rosie über den Parkplatz zurückbringen zu seinem Wagen. Sie schluchzt leise und sanft kullert immer wieder eine Träne über ihre Wangen. Sie ist eindeutig an ihre Grenzen gestoßen. Jetzt weiß sie definitiv, dass etwas nicht in Ordnung ist. Die Psychologin hatte also doch recht.

Bevor sie in seinen Wagen steigt, streicht Toby ihr sanft und verständnisvoll übers Gesicht und wischt die Tränen weg.

»Mach dir keine Sorgen Rosie, das wird schon wieder. Du brauchst nur mehr Zeit!«

Sie gibt ihm keine Antwort, sie ist am Boden zerstört.

Toby schließt die Beifahrertür und greift zu seinem Handy. Er informiert die Nachtschwester, dass er verschlafen hat und etwas später kommt.

»Danke!«, flüstert Rosie, als er zu ihr in den Wagen steigt.

»Kein Problem, das bleibt unter uns! Aber du musst mir versprechen, dass du dich schonst. Lass dir bitte helfen!«

Je weiter sich das Heim entfernt desto ruhiger wird Rosie.

Still fahren sie durch die Dämmerung, nur im Radio klingt leise *I won't let you go* von James Morrison.

Rosie ist verzweifelt, aber das zeigt sie nicht. Als sie aussteigt versucht sie zu lächeln.

»Soll ich noch etwas bleiben?«

»Nein, die warten doch auf dich. Es geht mir gut! Fahr ruhig. Ich schaff das schon!«

»Leg dich noch etwas hin. Ich ruf dich später an, ja?«

»Mach dir keine Sorgen, es geht mir gut!« Wieder lächelt sie gequält.

Toby kennt Rosie gut genug, um zu wissen, dass es ihr nicht gut geht. Aber er steckt in einer Zwickmühle, denn im Heim wartet man auf ihn. Schweren Herzens lässt er sie alleine und fährt zur Arbeit. Wohl ist ihm nicht in seiner Haut, aber es geht nicht anders.

Als Rosie in ihre Wohnung kommt, bricht sie neben der Eingangstür zusammen und beginnt hemmungslos zu weinen. Was,

wenn sie die Einrichtung nie wieder betreten kann? Was soll sie dann machen? Sie hat doch sonst nichts, nur ihre Arbeit. Ihr Weltbild bröckelt, sie hat das Gefühl, dass alles auseinanderbricht.

Verzweifelt schleppt sie sich eine halbe Stunde später mit total verweinten Augen mit einer Decke auf die Couch. Dort beginnt sie wieder heftig zu weinen. Irgendwann schläft sie dann aus Erschöpfung ein.

Zwei Stunden später wacht sie wieder auf. Sie geht mit schleppendem Gang ins Bad. Dort wäscht sie sich mit kaltem Wasser das Gesicht. Anschließend starrt sie ihr Spiegelbild an. Rote aufgequollene Augen. Krähenfüße, eine ausgeprägte Nasolabialfalte und die ersten grauen Haare. Sie fühlt sich alt, uralte. Dazu hat sie Übergewicht, keinen Mann und keine Kinder. Das Leben ist scheiße, stellt sie resigniert fest. Das Einzige, was sie auf die Reihe gebracht hat, ist ihre Arbeit und wenn sie jetzt nicht mehr arbeiten kann ... dann kann sie sich doch gleich einen Strick nehmen.

Wieder schießen ihr die Tränen in die Augen. Sie ist verzweifelt. Lebenskrise pur! Irgendwie schleppt sie sich zurück auf die Couch.

Draußen ist es herbstlich grau. Der Landregen verfestigt ihre traurige Stimmung. Sie vergräbt ihr Gesicht in den Kissen und beginnt erneut, hemmungslos zu weinen. Wieder schläft sie irgendwann aus Erschöpfung und Mutlosigkeit ein.

Am Mittag wird sie wach, weil sich ihr Magen meldet. Eigentlich hat sie so gar keinen Hunger, aber mehr aus Gewohnheit brät sie sich zwei Spiegeleier, die sie noch im Kühlschrank hatte. Lustlos stochert sie darin herum und schmeißt sie schließlich in den Müll.

Eigentlich wäre es schon gut, wenn diese Appetitlosigkeit anhalten würde, aber bitte ohne das Ganze drum herum, denkt Rosie.

Nachdem Nicht-Essen geht sie ins Schlafzimmer. Die Tasche aus dem Krankenhaus ist immer noch nicht ausgepackt. Sie räumt Wäsche, die sie nicht gebraucht hat, in den Schrank und schmeißt andere Sachen in den Wäschekorb. Ganz unten, am Boden der Tasche,

kommen die Zeitschriften zum Vorschein, die sie von ihrer freundlichen Bettnachbarin bekommen hat.

Sie setzt sich damit auf die Couch, hüllt sich in eine weiche Decke ein und beginnt zu blättern.

Und dann starrt sie auf die bunten aufgeschlagenen Seiten.

Herrlich grüne Wiesen und wunderbar blaues Meer. Da ist er wieder, der Bericht über die Orkney Inseln. Plötzlich sind da wieder die Gedanken an ihre Großeltern und eine unerklärliche Sehnsucht erfüllt sie. Sie liest den Artikel wieder und wieder.

Dann steht sie auf und holt ihren Laptop. Sie beginnt alles zu lesen, was sie über die Orkney Inseln findet.

Und dann steht ihr Entschluss fest. Sie bricht hier ihre Zelte ab und beginnt ein ganz neues Leben als kleiner Crofter auf den Orkney Inseln.

5. Kapitel

Trübsinn und Verzweiflung sind mit einem Mal verflogen.

Rosie holt ihr Sparbuch und die Kontoauszüge. Dann rechnet sie durch, wie viel Geld sie zur Verfügung hat. Sie ist überrascht, es hat sich tatsächlich einiges angesammelt. Schließlich hat sie sich nie besonders viel gegönnt. Die Arbeit war immer ihr Leben.

Sie sucht nach dem Vertrag für die Wohnung und dann macht sie Nägel mit Köpfen. Sie ruft ihren Vermieter an.

Eine viertel Stunde später ist er da. Er sieht sich die Wohnung an. Die Möbel sind alle einwandfrei erhalten. Es sind keine Renovierungsarbeiten notwendig. Weil er schon einige Mietanfragen hat, beenden die beiden das Mietverhältnis bis Ende des Monats, und das ist bereits in ein paar Tagen.

Als der Vermieter weg ist, wird Rosie erst bewusst, was sie getan hat. Sie ist in ein paar Tagen obdachlos! War es richtig? Egal, da muss sie jetzt durch. Das Herz schlägt wie wild in ihrer Brust.

Ein unbeschreibliches Gefühl. Ein Abenteuer, das erste seit vielen Jahren. Sie, die sie immer die Sicherheit und das überschaubare Leben bevorzugt hat. Wie oft hätte sie die Arbeitsstelle wechseln können. Es gab genug gute Angebote. Aber nein, die vertraute Umgebung und die gewohnten Kollegen waren ihr immer wichtiger. Bloß kein Risiko eingehen, war immer ihre Devise.

Kopfschüttelnd muss sie über sich selber lächeln. Das ist alles so aufregend, sie vergießt den Trübsinn und die finsternen Gedanken. Ein neuer Anfang, neue Menschen kennenlernen, eine neue Umgebung. Irgendwie macht ihr der Gedanke Angst, aber er macht sie auch unglaublich glücklich und neugierig. Dann greift sie zum Telefon.

Sie ruft bei der Heimleitung der Einrichtung an und erzählt ihrem Chef, dass sie am Morgen arbeiten wollte und dass sie es nicht geschafft hat, über die Türschwelle der Einrichtung zu gehen. Sie will ein neues Leben beginnen und bittet darum, sofort aus ihrem Vertrag entlassen zu werden.

Ihr Chef zeigt Verständnis für ihre Situation, stellt aber klar, dass sie jederzeit wiederkommen kann und dass er hofft, dass sie es sich vielleicht doch noch anders überlegt.

Rosie verspricht ihm, sich zu melden, wenn sich den Drang verspürt zurückzukehren. Zufrieden beendet sie das Telefonat. Jetzt ist sie also arbeitslos und obdachlos! Es gibt kein Zurück mehr!

Voller Eifer beginnt sie zu packen und alles in ihrem alten dunkelgrünen VW Touran zu verstauen. Überrascht stellt sie fest, wie wenige persönliche Sachen sie doch hat. Ihr gesamtes bisheriges Leben passt tatsächlich in den Kofferraum ihres Wagens.

Sie muss sich eingestehen, dass ihr Leben eigentlich nur aus Arbeit bestanden hat und genau das will sie jetzt grundlegend ändern.

Als sie die letzten Tüten zum Auto bringt, kommt ihr Toby mit überraschtem Gesichtsausdruck entgegen.

»Was hast du den vor, ausmisten?«

»Nein, ich zieh aus!«

»Du machst was?«, ruft er. »Du hast gar nicht erzählt, dass du umziehst! Wohin? Warum sagst du nichts, ich hätte mir freigenommen, um dir beim Umzug zu helfen! Du sollst dich doch noch schonen!« Vorwurfsvoll greift er nach den drei Tüten, die sie im Arm hat. »Gib bitte her, ich mach das!«

»Ich schaff das schon, glaub mir!«

Er sieht sie kopfschüttelnd an.

»Was ist bloß los mit dir, ich helfe dir doch gerne, Rosie!«

»Ich weiß, aber ich muss das alleine schaffen, das ist wichtig für mich!«

»Und deine Möbel, darf ich dir wenigstens damit helfen, oder hast du ein Umzugsunternehmen beauftragt?«

»Die Wohnung war möbliert, die Möbel gehören mir nicht.«

»Oh, dann hast du ja noch einiges vor! Möbel kaufen, einrichten! Glaubst du wirklich, dass jetzt der richtige Zeitpunkt für einen Umzug ist? Du solltest dich auf dich selbst konzentrieren und auf sonst gar nichts. Wir haben heute Morgen doch gesehen, dass du noch lange nicht über den Berg bist!«

Rosie bleibt auf der Treppe stehen und dreht sich zu ihm um. Sie hat feuchte Augen.

»Kein Umzug, Toby! Das wird ein Neuanfang! Ich gehe weg!«, flüstert sie.

»Du gehst weg?« Entsetzen und Überraschung stehen Toby ins Gesicht geschrieben. »Wo willst du denn hin?« Er hält sie am Handgelenk fest. »Ich will jetzt wissen, was los ist!«

Eine ältere Frau kommt aus einer Wohnung und schaut den beiden neugierig zu.

»Wir müssen reden, lass uns nach oben gehen!« Rosie weiß, dass sie um eine Erklärung nicht herumkommt. Sie dreht sich um und geht mit Toby nach oben in die Wohnung. »Setz dich!«, fordert sie ihn auf.

Toby setzt sich auf die Couch und sieht sie erwartungsvoll an.

»Also?«

»Ich kann nicht mehr! Ganz einfach! Dieser Unfall hat mir gezeigt, was mein Leben ausmacht und das ist einzig und alleine die Arbeit!«

»Aber du machst deine Arbeit doch gerne und du bist wirklich gut darin!«

»Ja, aber ich will mehr! Ich bin jetzt achtunddreißig. Ich habe keinen Mann, keine Kinder. Nichts, auf das ich stolz sein könnte!«

»Ja, du hast keinen Mann und keine Kinder. Weißt du was? Ich kenne haufenweise Achtunddreißigjährige. Sie sind geschieden, leben in komplizierten Patchwork-Familien, die nicht funktionieren, oder sind nach der Scheidung einsamer, als du es je sein wirst. Sie sind mit den Kindern zerstritten oder buhlen um ihre Aufmerksamkeit mit dem Expartner durch übertrieben teure Geschenke. Viele waren wegen der Kinder ein paar Jahre zu Hause und finden keinen Zugang mehr zur Arbeitswelt. Sie leiden unter Minderwertigkeitsgefühlen oder der Doppelbelastung. Nein Rosie, es geht dir gut, besser als vielen anderen. Und genau das musst du einsehen. Trauere nicht dem nach, was du nicht hast, sondern freue dich über das, was du hast!«

»Aber ich kann das nicht, nicht im Moment, vielleicht nie wieder. Ich habe das Gefühl, dass der Unfall ein Zeichen war. Ich muss mein Leben verändern, komplett, verstehst du! Ich muss es zumindest versuchen!«

»Und was willst du machen, wo willst du denn hin?«

»Ich habe im Krankenhaus einen Artikel über die Orkney Inseln gelesen. Mir ist wieder eingefallen, wie gerne ich bei meinen Großeltern auf ihrem kleinen Hof mitgeholfen habe. Ich möchte mir dort oben ein kleines Crofter-Anwesen kaufen, ein paar Tiere halten und mit der Natur in Einklang leben!«

»Das ist jetzt nicht dein Ernst, oder? Die Orkney Inseln! Weißt du, was die für ein Scheißwetter haben? Sturm, Wind, Regen, das hältst du doch keine vier Wochen aus! Deinen Großeltern in den Ferien helfen, okay, aber das ist eine ganz andere Hausnummer als sich alleine um Tiere zu kümmern. Tagtäglich, den Rest deines Lebens. In Glasgow hast du alle Annehmlichkeiten, die eine große Stadt bietet, weißt du eigentlich, was du alles aufgibst?«

»Ich will es wenigstens versuchen!«

»Aber das geht nicht gut! Glaub mir!«

»Du kannst mich nicht davon abhalten!«

»Rosie, lass es ... bitte!«

Sie schüttelt energisch den Kopf und Toby muss einsehen, dass sie das anscheinend tun muss. Die einzige Möglichkeit für ihn besteht darin, den Kontakt nicht abreißen zu lassen, damit er ihr helfen kann, wann immer sie ihn braucht. Er nimmt ihr das Versprechen ab, dass sie sich mindestens einmal in der Woche meldet, damit er weiß, dass es ihr gut geht.

Schweren Herzens lässt er sie ziehen.

Rosie programmiert ihr Navi. Sie gibt als Ziel Kirkwall ein. Eine Stadt auf Mainland, der größten Insel der schottischen Orkneys.

Kirkwall hat etwas über siebentausend Einwohner. Dort will sie sich mit einem Maklerbüro in Verbindung setzen und entscheiden, auf welcher der Inseln sie in Zukunft leben möchte.

Das Navi zeigt eine Strecke von dreihundertfünfundzwanzig Meilen an. In sieben Stunden und fünfundvierzig Minuten dürfte sie am Ziel sein, wenn nichts dazwischenkommt.

Kopfschüttelnd und voller Unverständnis sieht ihr Toby dabei zu.

Dann ist es soweit. Unter Tränen wird sie von ihm noch einmal gedrückt, steigt in den Wagen und fährt los.

Auf, in ein neues, unbekanntes Leben.

Der Regen hat aufgehört und durch die Wolkenlücken scheint sogar ab und an die Sonne etwas, ein gutes Zeichen, denkt Rosie.

Die Strecke führt sie nach Stirling, dann weiter über Aviemore und Inverness nach Thurso. Sie legt immer wieder kleine Zwischenstopps ein. So lange zu fahren ist sie nicht gewohnt. Doch je länger sie unterwegs ist, umso selbstsicherer wird sie. Das Gefühl, genau das Richtige zu tun, ist dem anfangs noch mulmigen Gefühl gewichen. Ja, sie schafft das, da ist sie sich ganz sicher. Bei ihren Stopps sendet sie per SMS immer wieder kurze Standortinformationen an Toby, damit er sich keine Sorgen macht.

In Gills Bay nimmt sie die Fähre nach St. Margarets Hope. Eine knappe halbe Stunde später ist sie in Kirkwall.

Eine wunderschöne Stadt mit historischem Charme erwartet sie, von der sie allerdings nicht viel zu sehen bekommt, denn es ist mittlerweile dunkel.

Eigentlich hat sie überhaupt keinen Plan. Nur das eine ist sicher, sie muss sich schleunigst eine Übernachtungsmöglichkeit suchen.

Ziellos fährt sie Richtung Stadtmitte. Nahe bei der imposanten St. Magnus Kathedrale, im Herzen der Stadt, hat sie ein Hotel entdeckt, das ihre Neugier weckt.

Nachdem sie ihren Wagen auf einem Parkplatz abgestellt hat, geht sie zurück zum Albert Hotel. Ein kleines, nettes Hotel mit einer Stein-Fassade und einer schönen hölzernen Eingangstür.

Im Hotel wird sie sofort nett und warmherzig empfangen. Sie hat Glück, ein Zimmer ist noch frei. Sie bucht das Zimmer für vier Nächte. Dann will sie weitersehen.

Mit dem Zimmerschlüssel in der Tasche geht sie zurück zum Wagen und holt eine Tasche, in die sie Wäsche und Toilettenartikel für eine Nacht packt.

Die Luft ist frisch und kühl und das Leben in den Straßen scheint bereits weniger zu werden. Die Menschen ziehen sich in ihre Häuser zurück, um sich auf die Nacht vorzubereiten.

Rosie nimmt die Treppe in den ersten Stock und sucht nach der Zimmernummer auf dem Schlüssel.

Nachdem sie die Tür geöffnet hat, ist sie angenehm überrascht. Sie steht in einem geräumigen Zimmer mit einem großen, komfortabel aussehenden Bett. Die Wände sind weiß getüncht, nur hinter dem Bett befindet sich eine braune Wand. Ein beiger Teppich dämmt ihre Schritte, als sie ins angrenzende Badezimmer geht. Große beige Fliesen, eine weiße Wanne, Dusche und ein Waschbecken erinnern sie an ihre Wohnung in Glasgow. Dort hatte sie fast dieselben Fliesen im Bad. Kopfschüttelnd und lächelnd geht sie zurück ins Zimmer.

Sie stellt ihre Tasche und eine Plastiktüte auf einem hellen Sofa ab und sieht aus dem Fenster. Draußen ist es mittlerweile stockfinstere Nacht. Nur die Lichter der Laternen spenden etwas Helligkeit in der unter ihr liegenden Gasse.

Rosie atmet tief durch und überlegt kurz. Dann sieht sie auf ihre Armbanduhr. Ihr Magen hat sich schon mehrmals gemeldet, sie hat Hunger.

Bevor sie nach unten zum Essen geht, will sie Toby noch schnell eine Nachricht senden, dass sie jetzt in Kirkwall in dem kleinen Hotel ist und dass es ihr gut geht.

Nachdem sie die SMS geschrieben hat, legt sie das Handy auf den Nachttisch, schnappt sich ihre Tasche und geht im hauseigenen Restaurant essen.

Satt und zufrieden mit sich selbst setzt sie sich noch in die Lounge Bar, um den aufregenden Tag ausklingen zu lassen.

Nach einem wunderbar fruchtigen Cocktail geht sie schlafen. Frisch geduscht kuschelt sie sich in das wunderbar weiche Bett und schläft sofort ein.

Der nächste Morgen beginnt grau und windig. Der Herbst zeigt sich von seiner unschönen Seite. Nach einem ausgiebigen Frühstück beschließt Rosie trotzdem, erst einmal die Stadt zu erkunden.

Sie will in die nur fünf Minuten entfernte St. Magnus Kathedrale. Diese ist ihr schon aufgefallen, als sie angekommen ist. Sie zieht sich eine Regenjacke über und geht aus dem Haus.

Draußen schlägt ihr ein schneidender Wind entgegen. Sie zieht die Kapuze der Jacke über den Kopf. Mit einem Regenschirm hätte sie

sowieso keine Chance. Der starke Wind reißt die ersten Blätter von den Bäumen und treibt sie vor sich her.

Rosie ist froh, als sie die Kathedrale erreicht hat. Schnell betritt sie durch das imposante Portal die Kirche aus dem zwölften Jahrhundert. Sie besteht innen und außen aus gelbem und rotem Sandstein. Die innen etwas dunkle Kirche hat wunderbare bunte Glasfenster, die aber wegen des schlechten Wetters leider nichts von ihrer Leuchtkraft zeigen. Das Mittelschiff besticht durch die massiven Säulen im romanischen Stil.

Rosie sieht sich ehrfürchtig um und beschließt dann, dass sie sich erst einmal einen Platz sucht, um etwas nachzudenken. Sie setzt sich in die Mitte der Stuhlreihen auf einen der Plätze und schließt die Augen. Es ist kühl in der Kirche, man hört den Wind um das alte Gemäuer pfeifen. Das Geräusch lässt sie erschauern. An den Armen stellt sich Gänsehaut ein.

Rosie schüttelt sich und zieht die Jacke noch enger an den Körper. Sie ist alleine in der großen Kirche. Das Wetter scheint wohl für die Touristen zu schlecht zu sein. Aber sie ist ganz froh, dass sie alleine ist.

Ob es die richtige Entscheidung war, einfach wegzugehen? Alles Gewohnte zurückzulassen. Die Freunde und Arbeitskollegen. Erst jetzt fällt ihr auf, das sie Toby schmerzlicher vermisst, als sie das angenommen hätte. Ihre Arbeit und die damit verbundenen Bewohner des Heimes, die sie zum Teil schon so viele Jahre kennt.

Nein, nein, sie hat das Richtige getan, das schlechte Wetter ist bestimmt an ihren trüben Gedanken schuld, sonst nichts.

Sie steht wieder auf und sieht sich weiter in der Kirche um. Neugierig liest sie die Inschriften auf den Grabsteinen an den Seitenwänden. Plötzlich hört sie die knarrende Kirchentür und dann eilige Schritte. Eine Männerstimme brabbelt irgendetwas, das sie aber nicht verstehen kann. Aber es klingt irgendwie, als ob er fluchen würde.

Neugierig schaut Rosie hinter einer der riesigen Säulen hervor.

Ein älterer Mann in schwarzem Anzug steuert direkt in ihre Richtung. Er hat einen grauen Haarkranz, eine riesige Knollennase

und etwas abstehende Ohren. Fast wie ein Gnom oder ein sonstiges Fabelwesen aus der Mythenwelt sieht er aus.

Rosie muss lächeln.

Der Mann hat sie entdeckt.

»Guten Tag, na, suchen Sie Schutz vor dem schlechten Wetter?«, fragt er mit einer hellen, freundlichen Stimme.

»Eigentlich wollte ich mir die imposante Kathedrale einfach nur näher ansehen, aber wenn ich den Wind von draußen höre, habe ich, ehrlich gesagt, keine Lust, wieder raus zu gehen!«

Der Mann steht nun dicht vor ihr.

»Ich bin David Maxwell, der Hausherr dieses wunderschönen Gebäudes hier.« Er macht mit beiden Händen einen großen Kreis über dem Kopf und lächelt sie an. Dann hält er ihr freundlich die Hand hin.

»Rosie, mein Name ist Rosie Morgan!«, erwidert sie lächelnd und schlägt in seine Hand ein.

»Sie sind nicht von hier, oder?«

»Nein ... aber ich überlege, ob ich nicht eine von hier werden möchte!«

»Sie wollen sich bei uns ansiedeln, großartig!«

»Bei dem Wetter! Ich bin mir da nicht mehr so sicher!«

»Ach, daran gewöhnen Sie sich, es gibt kein schlechtes Wetter!«

»Ich weiß, nur falsche Kleidung!«, erwidert Rosie spontan.

Beide müssen lachen.

»Was machen Sie jetzt, haben Sie etwas Zeit? Meine Haushälterin hat frische Scones gebacken! Wir trinken Tee und Sie erzählen mir, was sie vorhaben, vielleicht kann ich ja irgendwie helfen!«

Rosie überlegt kurz und willigt dann ein. Für den Earl's Palace und den Bishop's Palace ist das Wetter sowieso zu schlecht. Sie beschließt, die beiden Ruinen morgen zu besichtigen.

Das Pfarrhaus befindet sich neben der Kathedrale.

Rosie folgt Pfarrer Maxwell über den Friedhof mit wunderschönen alten Grabsteinen. Am Ende des Friedhofs ist ein Tor, das direkt in den Pfarrgarten führt. Zwei Minuten später stehen die beiden im Flur des Pfarrhauses.

Fürsorglich hilft ihr der nette Geistliche aus der Regenjacke und reicht ihr Gästepantoffeln. Dann ruft er nach seiner Haushälterin.

Eine spindeldürre Frau mit mürrischem Gesichtsausdruck, streng nach hinten gebundenen Haaren und blütenweißer Schürze erscheint.

Der Geistliche sieht sie kurz an.

»Was ist denn jetzt schon wieder los, Amy?«

»Herr Pfarrer, so geht das nicht!«, poltert sie los. »Sie haben mir gestern versprochen, ihr Abendbrot noch aufzuessen, und heute finde ich alles auf dem Nachtkästchen neben dem Bett. Sie müssen mehr auf Ihre Gesundheit achten. Sie wissen genau, wie schnell Sie in Unterzucker kommen, wenn Sie nicht regelmäßig auf ihre Mahlzeiten achten. Was ist, wenn Sie bei einer Unterzuckerung in der Nacht ins Koma fallen und ich bin nicht da? Wirklich, Sie sind schlimmer als ein kleines Kind!« Mit wütend funkelnden Augen sieht sie ihn an.

»Schon gut, du hast ja recht! Ich gelobe Besserung!« Er hebt drei Finger zum Schwur und kreuzt die Finger der anderen Hand hinter seinem Rücken.

»Beide Hände nach vorne!«, schnautz ihn die Haushälterin an. Sie scheint ihren Schützling gut zu kennen!

Missmutig wiederholt er den Schwur ohne gekreuzte Finger.

Rosie sieht dem Ganzen belustigt zu.

»Können wir jetzt bitte ein paar von Ihren frischen Scones und etwas Tee haben?«

»Natürlich!«, flötet sie unnatürlich freundlich und grinst den Pfarrer dabei siegessicher an. Bevor sie geht, zwinkert sie Rosie noch zu.

»Bin ich nicht ein armer Diener Gottes?« Der Pfarrer sieht Rosie mit einem Hundeblick an.

»Tut mir leid, aber da muss ich ihrer Haushälterin absolut recht geben!«

Der Pfarrer dreht sich enttäuscht um und geht voraus.

»Und dabei kam mir die Frau so nett vor!«, murmelt er etwas enttäuscht.

Auf dem Boden sind bunten Mosaikfliesen in einem Muster verlegt, die Wände sind weiß. Grünlilien sind in bunten Flechtkörbchen an den

Wänden befestigt, ihre Kinder hängen an langen Trieben herunter. Eine bunt bemalte Heiligenfigur steht auf einem Podest, ansonsten ist der Flur ziemlich kahl.

Rosie folgt dem Pfarrer in sein Arbeitszimmer. Am Fenster steht ein dunkler schwerer Mahagonischreibtisch mit einer grünen Bankerlampe mit poliertem Messingfuß. Auf einem dunklen Sideboard steht wieder eine imposante Heiligenfigur, bunt bemalt und allem Aussehen nach sehr alt. Über zwei Wände ziehen sich Bücherregale, die von oben bis unten voller Bücher stehen. An der anderen Wand hängt ein überdimensionales Kreuz und darunter steht eine Holzbank mit Tisch und zwei Stühlen.

Er bittet Rosie, Platz zu nehmen und setzt sich ihr gegenüber.

»Also, Miss Morgan ... erzählen Sie! Wo kommen Sie her?«

»Ich komme aus Glasgow!«

»Und was verschlägt Sie zu uns? Haben Sie hier Verwandte?«

»Leider nein, ich glaube, dann wäre alles einfacher!«

Der Pfarrer wird hellhörig.

»Einfacher?«, fragt er vorsichtig weiter.

»Ja! Ich glaube, ich stecke in einer Lebenskrise!«

»Sie machen mich neugierig!«

Die Haushälterin kommt mit einem Tablett. Sie stellt zwei geblünte Teetassen mit Goldrand, eine bauchige Teekanne, Sahnekännchen und Zuckerdose auf den Tisch. Dazu einen Teller, auf dem frische Scones gestapelt sind, nebst einem Schälchen mit roter Marmelade. Lächelnd nickt sie den beiden zu und verschwindet dann so lautlos, wie sie gekommen war.

»Greifen Sie zu!«, fordert sie David Maxwell auf. Er nimmt die Teekanne und gießt beide Tassen voll, dann schiebt er eine davon zu Rosie.

»Also, wo waren wir? Ah ja, Lebenskrise, sind Sie dafür nicht etwas zu jung?«

»Hat eine Lebenskrise unbedingt etwas mit dem Alter zu tun?«

Rosie wirkt nachdenklich.

»Meistens ja! Jedenfalls in den Fällen, die mir bekannt sind!«

»Ein Unfall ... ein Unfall hat meine Krise ausgelöst!«

Entsetzt sieht sie der Priester an.

»Ein Unfall, ein Angehöriger?«

»Nein, es ist mir passiert!«

»Ihnen ist hoffentlich nichts Ernstes geschehen?«

»Nein! Es ist alles gut gegangen! Ich habe viele Jahre in einer Behinderteneinrichtung gearbeitet. Im Nachtdienst ist ein schizophrener Bewohner ausgetickt, er hat mich für eine Außerirdische gehalten. Er hat mich niedergestochen, klingt schlimmer als es war!« Rosie stockt, sie will alles herunterspielen, nicht zeigen, was wirklich in ihr vorgeht. Aber dann schießt ihr das Wasser in die Augen und ihre Lippen beginnen zu beben. »Ich kann nicht mehr, ich kann diese Arbeit nicht mehr tun, dabei war die Arbeit mein Leben, verstehen Sie! Ich habe plötzlich alles hinterfragt und keinen Sinn mehr gefunden!« Sie stockt immer wieder und kann nur noch leise flüstern.

Der Priester streicht ihr wohlwollend über den Handrücken.

»Und jetzt suchen Sie den Sinn des Lebens in der rauen Natur!«

»Meine Großeltern waren Kleinbauern, Crofter! Ich habe mich plötzlich daran erinnert, wie glücklich ich war, wenn ich in den Ferien zu ihnen durfte. Und dann war die Idee geboren, auf den Orkney Inseln neu anzufangen!«

David Maxwell schüttelt lächelnd den Kopf.

»Der Herr hat Sie wohl zu mir geschickt!«

Rosie sieht ihn etwas ungläubig an.

»Was meinen Sie damit?«

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, möchten Sie ein kleines Anwesen mieten ... oder kaufen und dann Crofter werden!«

»So war mein Plan!«

»Wunderbar! Sie haben bereits ein Anwesen in Aussicht?«

»Nein, ich wollte heute Nachmittag zu einem Makler in Kirkwall gehen und nachfragen.«

»Wollen Sie in Kirkwall bleiben oder darf es auch eine der anderen Orkney Inseln sein?«

»Egal, ich will nur meine Ruhe haben. Irgendwo, wo nicht alles von Touristen überlaufen ist!«

»Dann habe ich genau das Richtige für Sie! Es geht um einen meiner Schützlinge, Jim O'Brian, er ist Ire und lebt seit über sechzig Jahren auf den Orkney Inseln. Er kam damals wegen seiner großen Liebe ... und ist geblieben. Er ist Crofter und hat ein kleines Anwesen an der Küste, in der Nähe von Stromness. Seine Frau ist vor zwei Jahren gestorben und jetzt schafft er die Arbeit alleine nicht mehr. Deshalb hat er mich gebeten, mich umzuhören. Er würde sein Anwesen gerne in guten Händen wissen, verstehen Sie. Jim möchte zurück nach Irland, er will zu seinem Sohn ziehen und mit seinen achtzig Jahren endlich den Ruhestand genießen!«

»Und Sie denken, er würde mir ...«

»Warum nicht, es ist in der heutigen Zeit nicht einfach, für ein kleines Crofter-Anwesen einen würdigen Nachfolger zu finden. Natürlich gibt es viele, die sich gerne ein Wochenendhäuschen auf den Orkneys kaufen würden. Aber keiner von diesen Leuten will eine Landwirtschaft weiterführen. Aber genau das wäre Jims Wunsch.« Er trinkt von seinem Tee und sieht Rosie nachdenklich an. »Und Sie glauben wirklich, das Sie sich das zutrauen? Das Leben auf den Orkneys ist rau, so wie das Wetter.«

»Ich bin sicher, dass ich das schaffe, ich habe ja schließlich keine andere Wahl. Wie groß ist die Landwirtschaft von diesem ...«

»O'Brian, er heißt Jim O'Brian!«

»Ja, Entschuldigung, natürlich! Jim O'Brian! Was hat er für einen Tierbestand?«

»Genau kann ich es leider nicht sagen, zwei Kühe, ein paar Schafe und Hühner. Nicht viel, nur damit es zum Leben reicht.«

»Genau so etwas habe ich mir vorgestellt!«

»Dann würde ich vorschlagen, wir machen morgen einen Ausflug und sehen uns das Ganze einmal an. Dabei können Sie Jim auch gleich kennenlernen.«

Nachdem sich die beiden für den nächsten Morgen verabredet haben, macht sich Rosie wieder auf den Weg.

Der Regen hat aufgehört und der Wind hat auch nachgelassen. Die Straßen und Wege glänzen vom feuchten Nass und es tropft von allen Bäumen und Sträuchern.

Rosie beschließt einen Stadtbummel zu machen, den Weg zum Makler hat sie sich ja erst einmal gespart. Jetzt nimmt sie sich Zeit für die beiden wunderbar erhaltenen Ruinen. Erst sieht sie sich The Bishop's Palace, die frühere Bischofsresidenz an, dann geht sie auf die gegenüberliegende Straßenseite und inspiziert The Earl's Palace. Sie spaziert noch in aller Ruhe durch den dazugehörigen Park, bevor sie sich aufmacht, die Läden zu erkunden.

Mit einer neuen Jeans, einem rot karierten Holzfällerhemd und einem neuen Paar grüner Gummistiefel macht sie sich am Nachmittag auf den Rückweg ins Hotel. Jetzt ist sie für alle Eventualitäten gerüstet.

Gerade als sie ihre Sachen abstellt, bekommt sie eine SMS von Toby. Er schreibt, dass sie ihre dumme Kurzschlusshandlung vergessen soll und dass sie wieder zurückkommen soll. Sie wird angeblich von allen sehr vermisst. Es tut ihr gut, so etwas zu lesen, irgendwie vermisst sie ihre Kollegen und die Bewohner des Behindertenheimes ja auch. Aber jeder Neuanfang ist schwer und da muss sie jetzt einfach durch. Schließlich soll sich in ihrem Leben ja etwas ändern. Es muss einfach sein, auch wenn es wehtut. Sie schreibt ein paar nette Worte zurück und schnappt sich dann die Fernbedienung.

Rosie zappt durchs Fernsehprogramm und bleibt schließlich bei einer Kochsendung hängen. Kochen und Backen haben nie zu ihren Stärken gehört, für wen auch? Ab und an ein Stück Kuchen vom Bäcker hat vollkommen gereicht und nach der Arbeit hat sie sich mit Fast Food zufriedengegeben. Nach der Arbeit lange in der Küche stehen, wenn man noch dazu Kohldampf hat? Nein, aber das soll sich jetzt ändern, jetzt hat sie dann Zeit! Sie möchte in Zukunft ihre eigenen Produkte verwenden, sich selbst versorgen und alles selber machen. Zumindest nimmt sie sich das vor.

Es dauert nicht lange und sie schläft ein.